Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 22 (1955)

Artikel: Jeremias Gotthelfs Beziehungen zu Burgdorf
Autor: Huber-Renfer, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076206

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JEREMIAS GOTTHELFS BEZIEHUNGEN ZU BURGDORF

DR. FRITZ HUBER-RENFER

In seinem trefflichen Aufsatz über „Die Entwicklung Burgdorfs im 19. Jh."[1] prägte Hans Bloesch den Satz: Gotthelf ist „der heute noch sichtbarste Vertreter des wahren Burgdorfergeistes". Dieser Ausspruch eines der besten Kenner Gotthelfs und Burgdorfs dürfte es rechtfertigen, dass wir im Gotthelfgedenkjahr die zahlreichen Fäden aufzudecken und den mannigfachen Beziehungen nachzugehen suchen, die Gotthelf mit der Emmenstadt verbanden. Denn sie war für ihn gewissermassen die „kleine" Kantonshauptstadt; in ihr hat er das idyllische Kleinstadtleben kennengelernt, das er wiederholt so reizvoll schildert; hier ist er auch verschiedenen Persönlichkeiten begegnet, die uns in seinem Leben und Schaffen entgegentreten.

Wie ein natürlicher Mittelpunkt zwischen den Höfen und Dörfern, nahe an der Linie, die auch heute noch die sogenannte „Ja-Jo-Grenze" bildet, liegt die altehrwürdige Zähringerstadt an der Emme. Zu Gotthelfs Zeiten war Burgdorf zwar nur ein bescheidenes Landstädtchen (die Kirchgemeinde zählte 1838 nur 2117 Seelen, gegen 3345 der Kirchgemeinde Lützelflüh); aber es bildete doch das politische Zentrum des ausgedehnten Amtsbezirks mit 20 689 Einwohnern. Das Schloss, die frühere Residenz der Schultheissen und dann der Oberamtmänner, war nun der Sitz des Regierungsstatthalters und der ihm bei- und untergeordneten Amtsstellen geworden. Aber darüber hinaus stellte Burgdorf seit 1830 auch den politischen Mittelpunkt des Kantons Bern dar. Von hier aus war der entscheidende Anstoss zur Regeneration ausgegangen. Die Männer, die hierin führend waren, prägten dem Städtchen ihren Stempel auf, verschafften ihm nicht nur die politische Führerrolle, sondern machten aus ihm gleichzeitig auch eine Art geistigen Zentrums. Es kam daher nicht von ungefähr, dass Gotthelf sich bald sehr eng mit der Stadt verbunden fühlte. Welches waren die Burgdorfer Persönlichkeiten, mit denen Gotthelf verkehrte? Welche beruflichen und anderweitigen Pflichten und Interessen bedingten seine häufige Anwesenheit in der Stadt? Welches ist der Niederschlag, den Burgdorf und seine Bewohner im Werk Gotthelfs gefunden haben? Dies soll in den nachstehenden Ausführungen dargelegt werden.

I. GOTTHELFS BEZIEHUNGEN ZU DEN BRÜDERN SCHNELL UND IHREM KREIS

Schon in seiner Utzenstorfer Zeit kam Gotthelf häufig nach Burgdorf. Dem aufgeweckten Knaben muss das Städtchen mit den schönen Gassen, dem mächtigen, das Tal beherrschenden Schloss und der stolz aufragenden Kirche im schützenden Gürtel mittelalterlicher Türme und Mauern einen tiefen Eindruck gemacht haben. Besonders verlockend war es, an der Solennität, dem altehrwürdigen Schulfest, ins Städtchen zu gehen, die strammen Kadetten, die in blendendes Weiss gekleideten Mädchen, den in sommerlicher Blütenpracht durch die beflaggten Strassen ziehenden Umzug zu bewundern. Doch auch an den Markttagen wird der junge Bitzius durch die Stadt geschlendert sein, von einem Verkaufsstand zum andern, und mit besonderer Vorliebe wird er sich auf dem Viehmarkt herumgetrieben haben, wo er Kauf und Lauf verfolgen und manches vernehmen konnte, was ihm in seinem mit Eifer betriebenen Schafhandel von Nutzen war.

Bestimmt hat Gotthelf auch während seiner Utzenstorfer Vikariatszeit hin und wieder in Burgdorf geweilt, um die freundschaftlichen Beziehungen weiter zu pflegen, die er während seiner Schul- und Studienzeit in Bern und Göttingen angeknüpft hatte. Unter seinen Studienfreunden aus Burgdorf stand ihm Dr. med. Emanuel Dür nahe, mit dem er in Göttingen studiert hatte, und mit dem er zeitlebens engen Verkehr pflegte. Noch näher war er mit Gottlieb Friedrich Stähli befreundet, der gleich ihm Theologie studiert hatte und zu den Gründern des Zofingervereins gehörte. Stähli wirkte seit 1821 als Lehrer an der Stadtschule, aber als V. D. M. blieb er Mitglied des Pfarrvereins, an dessen Zusammenkünften die beiden sich regelmässig begegneten. An der Sitzung vom 4. Mai 1829 z. B. besprach Gotthelf mit ihm die Frage seiner Abberufung von Herzogenbuchsee [2].

Gottlieb Friedrich Stähli [3] gehörte zu den eifrigsten Schildhaltern der Brüder Schnell und spielte als fanatischer Liberaler in den ersten Jahren der Regeneration eine nicht unbedeutende Rolle. Da Gotthelf sich auch „entschieden unter die freisinnige Fahne" gestellt hatte, dürfte das gleichgerichtete politische Interesse die beiden Studienfreunde wieder häufiger zusammengeführt haben, sobald Gotthelf das Vikariat in Lützelflüh angetreten hatte. Insofern dies überhaupt nötig war, konnte Stähli auch die Brücke schlagen zu den geistigen Führern der Umsturzbewegung, den Brüdern Schnell, denen ein enger Kontakt mit dem Vikar von Lützelflüh willkommen sein musste; gehörte doch Gotthelf in Bern einer Gruppe von Burgern an, die sich in engem Zusammengehen von Stadt und Landschaft die Schaffung einer demokratischen

Verfassung zum Ziele gesetzt und Wesentliches zu der Verwirklichung des regenerierten Staates beigetragen hatten [4].

Schon im Februar 1831 gründeten die Brüder Schnell ihr Kampfblatt, den 'Berner Volksfreund', dessen erster Redaktor Stähli wurde. Er war es wohl, der Gotthelf als Mitarbeiter gewann. Da dieser in seinem neuen Wirkungskreis nicht mehr in gleichem Masse politisch tätig sein konnte wie in Bern, muss ihm die gebotene Möglichkeit, seine Meinung öffentlich auszusprechen, willkommen gewesen sein. Anfangs finden sich zwar nur sehr wenige Artikel Gotthelfs im 'Volksfreund', doch nahm deren Zahl mit den Jahren beträchtlich zu [5]. Der Wegzug Stählis von Burgdorf - er wurde 1833 zum zweiten Ratsschreiber gewählt - und sein schon 1835 erfolgtes Ableben lockerte die Beziehungen Gotthelfs zum 'Volksfreund' nicht, im Gegenteil. Mit dem Dichter *Johann Jakob Reithard,* dem Karl Schnell die Redaktion des Blattes übertrug, trat er bald in sehr regen Verkehr. Reithard wusste zu erreichen, dass sich die Zahl von Gotthelfs Zeitungsartikeln steigerte. Zudem liessen gemeinsame literarische Interessen zwischen den beiden Männern bald eine Freundschaft entstehen, die für Gotthelf von grosser Bedeutung werden sollte. Reithard wurde häufiger Gast im Pfarrhaus zu Lützelflüh, und Gotthelf, der an Markttagen ziemlich regelmässig nach Burgdorf ging, suchte Reithard mit Vorliebe in seinem Haus im Einschlag auf. Dort seien beide jeweilen mit grossen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen und hätten politische und literarische Fragen miteinander diskutiert [6]. Gotthelf lernte den Dichter, der schon eine grosse schriftstellerische Erfahrung besass, besonders schätzen, als er an seinem Erstling, dem „Bauernspiegel" arbeitete, und auch bei der „Wassernot" war ihm dessen „Schere und Besen willkommen", wie er schrieb [7]. Zweifellos hat Reithard auch dazu beigetragen, dass Buchdrucker und Verleger Carl Langlois die beiden genannten Erzählungen, sowie 1839 „Dursli der Branntweinsäufer" herausgab. Es war für Gotthelf ein herber Verlust, als Reithard auf Ende 1839 von Burgdorf wegzog. Ein letztes Mal trafen sich die Freunde in Oberburg, und bevor sie sich trennten, muss Gotthelf voller Wehmut ausgesprochen haben, wieviel ihm Reithard bedeutet hatte; schrieb ihm doch dieser später, er habe ihm damals einen Namen gegeben, „welcher mich freilich in Hinsicht auf 'Jeremias Gotthelf' zu hoch stellte, aber doch darum wohltuend auf mich wirken musste, weil mindestens der Ausdruck der freundlichsten Gesinnung darin lag. Sie nannten mich nämlich damals Ihren — ich wiederhole es nicht; aber vergessen hab' ich's nicht und Sie können's auch nicht vergessen haben" [8].

Welche Lücke Reithard hinterliess, empfand Gotthelf je länger je mehr, und er schrieb ihm einmal, er misse ihn „in unserem trockenen Lande gar

sehr" [9]. Während mehrerer Jahre standen die beiden Freunde in regem Briefwechsel, der für uns in diesem Zusammenhang weniger bedeutsam ist wegen der darin erörterten literarischen Fragen als wegen der Nachrichten über Burgdorf, die er vermittelt. Da Gotthelf wusste, dass sich Reithard brennend für alles interessierte, was sich im Emmenstädtchen ereignete, berichtete er ihm über bekannte Persönlichkeiten und hielt ihn vor allem auch über das nicht immer erfreuliche politische Geschehen auf dem laufenden. Es scheint uns manchmal, als wäre Gotthelf selbst Burgdorfer gewesen, so gross war seine Anteilnahme an allem, was das Städtchen betraf. Ein geborener Burgdorfer hätte auch nicht besser unterrichtet sein können. Wie sehr erbitterte ihn doch das Wühlen des früheren Schulmeisters und späteren Sittenrichters und Salzfaktors Johann Friedrich Aebi, der in seinem Ehrgeiz nicht ruhte, bis 1842 die Schnell'sche Partei aus den Gemeindeämtern verdrängt wurde und „der Plebs" ans Ruder kam [10].

Leider trübte sich die Freundschaft zwischen Gotthelf und Reithard, und daher fehlen von der zweiten Hälfte der vierziger Jahre an die für uns so aufschlussreichen Briefe. Trotzdem verdient Reithard unsere Dankbarkeit, da er als Erster die Grösse Gotthelfs nicht nur ahnte, sondern klar erkannte und, wie erwähnt, wohl auch bewirkte, dass drei der ersten Erzählungen Gotthelfs, der „Bauernspiegel", die „Wassernot" und der „Dursli" in Burgdorf erscheinen konnten.

Die Darstellung der Beziehungen Gotthelfs zu *Carl Langlois* als Verleger wird aus Raumgründen an anderer Stelle erscheinen [11]. Dagegen muss hier kurz auf den durch den 'Berner Volksfreund' bedingten engen Verkehr zwischen den beiden Männern eingetreten werden [12]. Carl Langlois war nämlich nicht nur als Drucker des Blattes tätig, sondern er nahm auch einen nicht unbedeutenden Anteil an dessen Redaktion. Da, im Gegensatz zu heute, nicht der Redaktor, sondern er als verantwortlicher Verleger zeichnete, adressierten zahlreiche Mitarbeiter - gelegentlich auch Gotthelf - ihre Einsendungen an ihn. Im Volksfreundarchiv sind sogar einige Artikel von seiner Hand erhalten, die seine redaktionelle Tätigkeit belegen. Auf die Tendenz des Blattes übte er jedoch keinen Einfluss aus. Diese zu bestimmen, hatten sich die Gründer, die Brüder Schnell, ausdrücklich vorbehalten [13]. Das bereitete keine Schwierigkeiten; denn Langlois vertrat eine mindestens ebenso liberale Auffassung wie seine Auftraggeber. Gleich wie sie war er ein überzeugter Gegner des Patriziats; war er doch 1814 in Aarau als Freiwilliger einem Schutzkorps beigetreten, um gegen Bern zu marschieren, als dieses drohte, den Aargau zurückzuerobern. Da Langlois den grössten Teil seines Blattes selbst setzte, bekam er alle Einsendungen Gotthelfs in die Hand. Doch wahrte er mit unverbrüch-

licher Verschwiegenheit dessen Namen als Autor. Gotthelf hatte daher unbegrenztes Zutrauen zu ihm, beruhigte auch seinen Freund Fetscherin, als dieser einmal diesbezügliche Befürchtungen äusserte. „Ich kann Dir versichern - so schrieb er ihm am 12. März 1844 -, dass Langlois durchaus zuverlässig ist und mit dem Manuskript sehr sorgfältig umgeht, nicht einen Fetzen in der Druckerei herumhudeln lässt, da ist man wirklich sicher. Obschon ich mit ihm ziemlich bekannt bin, habe ich nie den Namen eines Verfassers vernommen, er ist ein alter Schweizerbötler aus Sauerländers Schule“ [14]. Wie gut das Verhältnis zwischen dem Pfarrherrn von Lützelflüh und Langlois war, beweist das Erscheinen von Gotthelfs Erstlingen in dessen Verlag. Warum sie sich bei der Herausgabe des „Dursli“ entzweiten, soll an anderer Stelle ausgeführt werden. Die dadurch entstandene Spannung wirkte sich auch auf den 'Volksfreund' aus. Sie ging so weit, dass Langlois 1844 einen ihm wohl zu scharf erscheinenden Artikel Gotthelfs über die Glaubensfreiheit nicht nur nicht aufnahm, sondern auch nicht mehr zurückgab, bis ihm Gotthelf - wie er an Eduard Blösch schrieb - „einige derbe Worte schrieb“, über welche er „Feuer und Flammen speien“ werde. Langlois müsse wissen, dass es nicht mehr angehe, „die Leute unter dem Bein durch“ zu behandeln [15]. Er drohte sogar, dem „Volksfreund“ keine Artikel mehr zu senden. Dies bewirkte, dass Hans Schnell und Eduard Blösch in einer „Explikation“ Langlois energisch ihren Standpunkt klarmachten, so dass sie hoffen durften, er werde sich hüten, Gotthelf „je wieder einen faux-pas“ zu machen [16]. Das schroffe Vorgehen der beiden war u. a. auch darauf zurückzuführen, dass Langlois sich damals sehr selbständig benahm und einen von ihnen abgelehnten Mitarbeiter bevorzugte. Schnell und Blösch legten ihm daher ein „Klemmbiss“ an, über das er „verdammt böse“ wurde. Der Ausschluss des „Anonymus“ hatte eine Verknappung der Beiträge für den 'Volksfreund' zur Folge, so dass die Burgdorfer Freunde Gotthelf baten, sie nicht im Stiche zu lassen, damit Langlois und sein Protégé nicht über sie „triumphieren“ und über den 'Volksfreund' lachen könnten. Sie beschworen ihn, der doch „ganz im Geiste des Blattes“ sei, sie wie bisher mit seinen „vortrefflichen Artikeln“ zu unterstützen und weiterhin „naseweise Regenten, einbildische Tröpfe“ zu züchtigen. Carl Langlois war jedoch ein zu ausgeprägter Charakter, als dass er sich eine derartige Bevormundung auf die Dauer hätte gefallen lassen. Als er, um einiger sehr heftiger Artikel willen, mit Presseprozessen und Bussen verfolgt und schliesslich sogar zu zwanzigtägiger Gefangenschaft verurteilt wurde, verzichtete er Ende 1845 auf die weitere Herausgabe des 'Volksfreundes'. Seine Beziehungen zu Gotthelf gestalteten sich trotzdem wieder freundlicher, so dass dieser für ihn den „Dursli“ hochdeutsch bearbeitete und ihm 1846 eine neue Auflage des Büchleins gestattete [17].

Nicht weniger wichtig als die schon erwähnten Burgdorfer Beziehungen Gotthelfs waren diejenigen zu den *Brüdern Schnell*[18]. Dass übereinstimmende politische Ansichten und Bestrebungen ihn mit diesen Männern zusammenführten, ist schon angedeutet worden. Doch knüpften die Ereignisse der dreissiger und vierziger Jahre ihre Verbindung immer enger. Die Schnell hatten wohl eine demokratische Verfassung geschaffen, aber, indem sie gleichzeitig dafür sorgten, dass die ungebildete und besitzlose Volksschicht durch den Zensus von den Wahlen und politischen Aemtern ausgeschlossen blieb, erfüllten sie eine Forderung, die auch Gotthelf immer wieder erhob. Wohl billigte er die Absetzung des Patriziates, aber die uralte Gliederung des Volkes wollte er nicht aufheben. Arm und reich, hoch und niedrig war für ihn eine gottgewollte Schichtung, an der zu rütteln ihm gefährlich schien. Durch Gewährung uneingeschränkter politischer Gleichberechtigung fürchtete er, die „Gelüsten" der untersten Klassen zu wecken und dadurch den Staat zu gefährden. Gerade diese, in der Verfassung von 1831 verankerten Einschränkungen der Volksrechte waren es denn auch, die nur zu bald politische und materielle Ansprüche wach riefen. Die „Rechtsamelosen", die von Wald und Allmend ausgeschlossen waren, verlangten Anteil an diesen. Gleichzeitig wurde immer nachdrücklicher die Forderung nach Ablösbarkeit der Zehnten und Bodenzinse erhoben, und zwar nicht ohne Berechtigung, war dies doch 1831 in Aussicht gestellt worden. Bald sahen sich die Schnell gezwungen, nicht nur einen Kampf gegen das Vorrechtlertum zu führen, wie sie das gestürzte Patriziat nannten, sondern auch gegen die immer mächtiger werdenden Radikalen, die die Interessen der „Habenichtse" zu wahren vorgaben. Dadurch wurden die Schnell bald die Träger der als Juste Milieu verschrienen Mittelpartei. Da Gotthelf sich weder der rechts- noch der linksextremen Gruppe anschliessen wollte, stand er fast zwangsläufig auf dem gleichen Boden wie die Schnell. Gleich wie diese war er enttäuscht über die sich immer deutlicher abzeichnende politische Entwicklung, und je ungestümer sich die Radikalen gebärdeten, um so mehr wurde er nach rechts abgedrängt und zählte gegen Ende der vierziger Jahre zu den ausgesprochensten Konservativen.

Die Wandlung der Schnell ging nicht kampflos vor sich, und ohne zu zögern stellte sich Gotthelf an die Seite der bedrängten Freunde. Er unterstützte sie ebenso rückhaltlos gegen das Patriziat wie auch gegen die Radikalen, und je heftiger deren Angriffe wurden, um so entschiedener schloss er sich ihnen an. Gerade der immer ausgesprochener werdende Gesinnungszwang war Gotthelf äusserst zuwider. Schon bald nach dem Umsturz von 1831 schrieb er einmal in einem Brief, wenn man nicht in das Horn blasen wolle, das man einem an den Mund halte, so werde man verstossen und verleumdet. Noch

viel deutlicher führte er dies im „Herr Esau" aus, wo er Sime Sämeli zu Ammes Hans Joggi sagen lässt: „ . . . von dem Donners Zwang habe ich afe genug, wo, wenn man nicht jedem Schelm nach seiner Pfeife tanzen will, er einem anbrüllet, man sei schlecht gefärbt, habe nicht den rechten Glauben, und einem verbrüllet, so weit er mag, man sei abgefallen und Herrenschlecker geworden. Dessen habe ich satt" [19]. In dieser Unerschrockenheit einem politischen Gegner gegenüber ist Sime Sämeli gleichsam das Abbild Gotthelfs, so wie er auch sein Sprachrohr ist, wenn er nachher ausführt, man sauge das Land mit den „Lumpenhäusern", den Wirtschaften aus, stelle zu jedem Pintenschenk „zwei Advokaten, dm Tüfel seine Kellner", und was „ausgesugget" sei, die Armen, werfe man den Gemeinden zu, wie man den Schweinen Treber gebe. Das radikale „Lumpenpack" habe alles Recht, und wenn sie die Bauern eines Tags arm machen könnten, sie machten es, die „Hagle", es wäre dann „ein Fötzel wie der andere Fötzel".

Der Seite an Seite geführte Kampf brachte Gotthelf und die Schnell immer enger zusammen. Es müssen damals rege persönliche Beziehungen gepflegt worden sein. Wir dürfen annehmen, dass Gotthelf häufig bei *Karl Schnell* im Innern Sommerhaus zu Gast war, diesem prächtigen Landsitz, dem er im „Erdbeeri Mareili" ein schönes Denkmal gesetzt hat [20]. Auch gehörte er dem geselligen Kreis an, der sich regelmässig am Donnerstag zusammenfand. Wenn immer er es einrichten konnte, ging er an diesem Tage nach Burgdorf, da er sicher war, an der „Scheibentischrunde" im „Stadthaus" die Brüder Schnell, Dr. Dür, Eduard Blösch - anfangs der dreissiger Jahre auch Gottlieb Friedrich Stähli und nachher Johann Jakob Reithard - anzutreffen. Am engsten schloss sich Gotthelf wohl Karl Schnell an, der ihm in seinem ganzen Wesen und Temperament am nächsten stand. Inwiefern dieser Gotthelf als Schriftsteller schätzte, wissen wir nicht; aber wir zweifeln nicht, dass der sehr belesene und gründlich humanistisch gebildete Jurist schon an den Erstlingswerken die Grösse seines Freundes erkannte. Geradezu unersetzlich wurde ihm dieser jedoch, als Reithard Burgdorf verliess. Obschon Karl Schnell damals seine politischen Aemter im Kanton niedergelegt hatte, scheint er aus nicht feststellbaren Gründen gezögert zu haben, die Redaktion des 'Volksfreund' zu übernehmen. Da sprang Gotthelf in die Lücke, verfasste längere Leitartikel und andere Beiträge, mit denen er die ersten Nummern von 1840 zu einem grossen Teil zu füllen vermochte. Doch auch als Karl Schnell Mitte Januar die Schriftleitung antrat, sandte ihm Gotthelf ziemlich regelmässig längere oder kürzere Artikel, obschon er die Art, in der Karl Schnell das Blatt redigierte, nicht schätzte und vor allem auch dessen „meineidig langweilige Bandwurmartikel", die sich endlos durch das Blättchen hinzogen, nicht leiden konnte. Die Freundschaft zwi-

schen den beiden Männern blieb ungetrübt bis zum Tode Karl Schnells im Jahre 1844, und wie menschlich nahe die beiden einander gekommen waren, beweist der Nachruf, in dem Gotthelf die Herzensgüte und das warme Gemüt seines freiwillig aus dem Leben geschiedenen Freundes schilderte [21]. Daneben wurde er jedoch auch dem Staatsmann Schnell gerecht, der die Hauptseele der bernischen Regeneration gewesen sei. Mit eiserner Hand habe er festgehalten, was er für recht hielt, mit eiserner Konsequenz habe er gegen alles und alle gekämpft, „welche dem errungenen Gute nach seiner Ansicht gefährlich zu werden drohten". Doch nicht nur für den Freund, sondern auch für den damals immer noch freisinnigen Kämpfer war der Tod Karls ein herber Verlust, hatte doch „das liberale Prinzip eine Schlacht verloren" [22].

Freundschaftlichen Verkehr pflegte Gotthelf auch mit Karls jüngerem Bruder, Professor *Hans Schnell,* in dessen Kleiner Apotheke am Kirchbühl er wohl manches Rezept hatte rüsten lassen. Er freute sich aufrichtig, als dieser 1843 wieder in den Grossen Rat gewählt wurde und, zur grossen Enttäuschung seiner politischen Gegner, die Wahl annahm (während Karl und Samuel Schnell damals ihr Mandat ablehnten). Köstlich ist es, wie Gotthelf in den Kuriositäten seines Kalenders die am Gallustag durchgeführten Wahlen kommentierte: „Kein Mensch hätte dem Regierungsrat den Witz zugetraut, die Wahlen auf den Gallentag - den 16. Weinmonat - zu verlegen. Ja wohl gab es Galle an diesem Tage und zwar viele, und zwar musste der Regierungsrat selbst eine ganze Guttere voll zu sich nehmen, welche ihm der Apotheker in der Kleinen Apotheke zu Burgdorf eigenhändig zurechtkochte" [23].

Nach dem Tode Karls kamen sich Gotthelf und Hans Schnell noch näher, und zwar durch ein Anliegen, das ihnen beiden gleich am Herzen lag: Es ging darum, ob der 'Volksfreund' weiterzuführen sei oder nicht. Doch dachte keiner der dem Blatte nahestehenden Männer im Ernste daran, es eingehen zu lassen. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, wer die Schriftleitung übernehmen sollte. Da Carl Langlois sich seit Jahren redaktionell betätigt hatte - zahlreiche Zeitungsartikel Gotthelfs sind direkt an ihn adressiert -, wäre er nicht abgeneigt gewesen, das Blatt zu redigieren. Er stellte sich, „als sei er selbst Mann dazu", wie Gotthelf an Regierungsrat Fetscherin schrieb. Aber sein Anerbieten wurde nicht angenommen. Gotthelf selber konnte das Amt nicht übernehmen, da dies „ein gefundenes Fressen" für seine Gegner gewesen wäre, „den lang gesammelten Groll loszulassen" [24]. Es war nicht Feigheit, was Gotthelf bewog, die Redaktion nicht in aller Form zu besorgen, teilte er doch am 12. Mai 1844 Fetscherin mit, früher habe er geschwiegen, wenn es geheissen habe, er schreibe den 'Volksfreund'. Aber jetzt, wo das Erziehungsdepartement jedem Schulkommissär mit Absetzung drohe, der die bei ihm so beliebten

hündischen Eigenschaften nicht habe, jetzt halte er jeden Schulkommissär für einen Feigling, der nicht zu seinem Artikel stehe. Das Erziehungsdepartement solle nicht meinen, alle Sterblichen würden erbeben, „wenn es im Olymp donnert oder irgend ein Sekretär furzet". Gotthelf verfasste denn auch einige Artikel für den 'Volksfreund'; aber wenn das Blatt bald wieder „gefährliche Waffen" führte, eine „Unabhängigkeit wie kein anderes Blatt" an den Tag legte, war es nicht allein sein Verdienst. Hans Schnell hatte besonders Eduard Blösch „aufgestiefelt, kräftiger aufzutreten". Wohl lieferten auch Regierungsrat Fetscherin, Dr. Manuel und Oberrichter Carl Bitzius gelegentlich Artikel. Aber die eigentliche Wiedergeburt des 'Volksfreund' war unstreitig das Verdienst der drei Erstgenannten. Gotthelf wurde zwar am gehässigsten angegriffen; aber wenn die 'Berner Zeitung' Stämpflis von den „Geld- und Blutmenschen von Burgdorf" schrieb, galt dies ihnen allen. Die Antwort auf diese Schmähung überliess Gotthelf Eduard Blösch, sei er selbst doch zu sehr gewohnt, mit „der Keule zu lausen" [25].

Die Angriffe häuften sich. Sie wurden um so schärfer, je ungestümer Stämpfli und seine Anhänger an die Macht drängten. Als eines ihrer Opfer stürzte Schultheiss Karl Neuhaus. Andere Opfer suchten die Freischärler in Burgdorf, das damals als „verfluchtes Aristokratennest" galt [26]. Das Dreigestirn Gotthelf - Schnell - Blösch hielt stand, aber ihr Werk, der 'Volksfreund', zerbrach. Er wurde 1846 durch die „verbissen konservative" 'Berner Volkszeitung' abgelöst. Ihr folgte schon im nächsten Jahre der 'Emmenthaler Bote', der sich „auf die Basis des gegenwärtigen demokratischen Volkslebens" stellte und sich von „gewöhnlichem Parteiwesen" fernhielt [27]. So führten seine Gründer, Hans Schnell und Eduard Blösch, in ihrem ersten Leitartikel aus. Wie weit und wie oft Gotthelf in dieses neue Blatt schrieb, bedarf noch der Abklärung.

Diese kampfreichen Jahre mussten kurz dargestellt werden, weil sie Gotthelf, wie schon erwähnt, auch mit *Eduard Blösch* [28] zusammenführten. Dieser wurde dank seinem Charakter, seiner Intelligenz und seinen Fähigkeiten nunmehr der Mittelpunkt, um den sich alle diejenigen scharten, welche sich durch die immer mächtiger werdenden Radikalen bedroht fühlten. Da der Grundzug von Blöschs Wesen, noch mehr als derjenige der Brüder Schnell in den vierziger Jahren, ausgesprochen konservativ war, fühlte sich Gotthelf zu ihm hingezogen, und Seite an Seite bekämpften beide die radikale Hochflut; Blösch in den Behörden und als Journalist, Gotthelf zwar wohl auch mit Zeitungsartikeln, aber je länger je wirksamer und wuchtiger in seinen Werken. Diese - denken wir nur an „Zeitgeist und Bernergeist" - waren bis zum Rand mit Politik durchsetzt, stellten eine einzige Anklage dar gegen die, in den Augen Gotthelfs, verantwortungslose radikale Aufhetzung und Zersetzung des Volkes.

Als Schwiegersohn Johann Ludwig Schnells war Eduard Blösch zwar schon längst in den Burgdorfer Kreis hineingewachsen; aber erst jetzt entstand zwischen ihm und Gotthelf ein freundschaftlicher Verkehr. Oft trafen sie in Burgdorf oder in Lützelflüh zusammen, besonders wenn Blösch das Bedürfnis hatte, „den Kropf zu leeren". Gotthelf verfügte in der Hauptstadt und in der Landschaft über Informationsquellen, die Blösch verschlossen waren. So konnte er diesem anfangs März 1846 als erster nach Burgdorf melden, er sei im Amtsbezirk Trachselwald im zweiten Wahlgang mit 112 Stimmen in den Verfassungsrat gewählt worden. Gotthelf freute sich über die Wahl und gab der Hoffnung Ausdruck, Blösch werde annehmen. Ein zweites Mal wären sie des Feldes nicht sicher [29].

Dass zwischen den beiden Männern ein enges Vertrauensverhältnis herrschte, ersehen wir daraus, dass Gotthelf am 27. August 1848 Eduard Blösch das Manuskript einer unbekannten Flugschrift nach Burgdorf sandte und ihm die Entscheidung darüber anheimstellte, ob „das Ding", wahrscheinlich ein Pamphlet, gedruckt werden sollte oder nicht. Die Schrift enthielt so scharfe Angriffe gegen die Berner Regierung, dass Gotthelf selbst fand, er werde sie nicht „drucken lassen dürfen, ohne seine Stelle zu riskieren". Da das „Ding" vor dem Bettag 1848 hätte erscheinen sollen, handelte es sich vielleicht um eine weitere Bettagspredigt, wie sie Gotthelf 1839 und 1840 an die Regierenden und an die Gottlosen gerichtet hatte. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, die Schrift habe u. a. das Problem der Pfarrdomänen behandelt, die Stämpfli gleich wie die anderen Staatsgüter liquidieren wollte. Gerade in diesem Kampf um die Pfrundgüter scheint Gotthelf eine führende Stellung innegehabt zu haben; denken wir nur an den „Camel"-Brief an Pfarrer Bähler vom 12. November 1848; auch sandte ihm Dekan Wyss von Bümpliz seine Verwahrung gegen den Verkauf der Pfrunddomänen zur Begutachtung, und Pfarrer Trechsel von Vechigen schrieb ihm auch in dieser Angelegenheit. Blösch war mit der Wahrung der Interessen der Pfarrherren betraut, und es entwickelte sich damals ein reger Verkehr zwischen Burgdorf und Lützelflüh. Gotthelf war derart mit Arbeit überhäuft, dass er nicht nach Burgdorf gehen konnte und daher am Vorweihnachtstag 1848 Blösch zu einer Besprechung zu sich einlud. Im Februar des folgenden Jahres war Blösch mit seiner Frau im Pfarrhaus Lützelflüh zu Gast. Zufällig vernehmen wir aus einem Brief Gotthelfs an Professor Hagenbach in Basel, worum sich das Gespräch drehte. „Blösch sieht - so schrieb Gotthelf - den Stand der Dinge nicht in gutem Lichte, glaubt nicht, dass wir ungezüchtiget aus dem Gerichte kommen, hält indessen auch unser radikales Regiment morsch zum Zusammenbrechen, das ist das Tröstliche bei der Sache". Es waren also hochaktuelle

politische Fragen, die damals im Pfarrhaus diskutiert wurden. Wie richtig übrigens Blöschs Urteil war, sollte sich schon bald zeigen. Die Wahlen vom 28. Mai 1850 brachten den von Gotthelf und Blösch so sehnlich erwünschten Umschwung. Das Freischarenregiment wurde gestürzt, und an seine Stelle trat eine konservative Regierung unter der Leitung Eduard Blöschs. Die Wahl Blöschs in den Regierungsrat bedingte dessen Wegzug von Burgdorf. Dadurch wurden die nun sehr eng gewordenen Beziehungen zwischen den beiden Männern wohl gelockert, aber ihre Freundschaft dauerte unverändert weiter. Bevor Blösch Burgdorf verliess, sprach er Gotthelf und dessen Frau seinen Dank aus für die ihm „in früheren Verhältnissen so oft erwiesene Gastfreundschaft". - Am 6. Dezember 1851 sandte Gotthelf an Frau Regierungsrat Blösch den ersten Teil von „Zeitgeist und Bernergeist". In dem beigefügten Brief empfahl er ihr zweierlei: Wenn ihr Mann missmutig heimkomme, solle sie ihm das Kapitel von der Grännete vorlesen, und wenn sie über die Herren im allgemeinen böse sei, solle sie etwas über Gritli lesen. Dann werde sie Gott danken, dass sie noch einen konservativen Mann habe [30].

Ausser mit diesen Freunden verkehrte Gotthelf noch mit anderen Burgdorfern. So erzählte Pfarrer *Friedrich de Quervain* seinen Nachkommen, er habe Gotthelf in den vierziger und fünfziger Jahren wiederholt in den Geschäftsräumen der alten Firma Dürig und de Quervain am Kirchbühl gesehen. Ob es persönliche Beziehungen oder, was fast wahrscheinlicher erscheint, Kaufabsichten waren, die Gotthelf in die Leinwand- und Baumwollhandlung am Kirchbühl führten, lässt sich nicht feststellen [31].

Auch mit den Inhabern der Käseexportfirma Fehr & Grieb, den Nachbarn der Familie de Quervain am Kirchbühl, war Gotthelf bekannt. Seine Beziehungen zu dem jungen Käsehändler *Heinrich Fehr* haben nachweisbare Spuren in einem seiner Werke hinterlassen. Ihm verdankte - nach der in der Familie erhaltenen Ueberlieferung - Gotthelf das erstaunliche Wissen über den Käsehandel und -export, aus dem er in der „Käserei in der Vehfreude" schöpft [32].

Während und nach dem Freischarenregiment sprachen und schrieben die Radikalen immer vom „Generalgalgen", an dem sie ihre konservativen Feinde allesamt aufhängen wollten. Schon am 7. Mai 1845 hatte Gotthelf an Eduard Blösch geschrieben, ihnen allen sei „der Tod gedroht" worden, und es wäre den „radikalen Feckern" leid, wenn es „bei blossen Drohungen bliebe" [33]. Da am gleichen Tage Stämpflis 'Berner Zeitung' - wie oben erwähnt - die Schnell, Blösch und deren Anhänger, zu denen ja Gotthelf in vorderster Reihe gehörte, die „Burgdorfer Geld- und Blutmenschen" nannte, hatte Gotthelf wohl nicht unrecht, wenn er annahm, dass die ausgelöste Hetze zu Gewalttätigkeiten aufreizen sollte. Dass sie in erster Linie auch ihm zu-

gedacht waren, ist bei dem damals gegen ihn geschürten Hass ausser jedem Zweifel. Daher waren in diesen Jahren seine Wanderungen von Lützelflüh über den „Däntsch" nach Burgdorf und - manchmal zu später Stunde - wieder nach Hause, gar nicht ungefährlich. Tatsächlich erschien denn auch am 28. November 1851 im 'Wochenblatt des Emmenthals' - das von Christian Wiedmer, dem federgewandten Schlosser von Signau, einem heftigen Gegner Gotthelfs, redigiert wurde - eine kurze Notiz, Gotthelf sei überfallen worden [34]. Eine Bestätigung hiefür liess sich nicht finden. Doch muss sich das Gerücht hartnäckig erhalten haben, obschon es sich nur um eine harmlose Prügelei gehandelt zu haben scheint, in die Gotthelf irrtümlicherweise verwickelt wurde. Immerhin muss der im Todesjahr Gotthelfs geborene Wilhelm Spiess noch von Zeitgenossen Gotthelfs davon gehört haben; denn in seinem 1898 erschienenen Gedichtbändchen „Gradaus" finden sich folgende, diesen Ueberfall betreffende Verse [35]:

Dr Lätz?

Dr Bitzi wott uf Lützelflüeh;
Es isch e Gruus, wie's rägnet!
Bim Lochbach, ufem Aemmedäntsch.
E Lehrer ihm bigägnet.
Dä dänkt: du chunsch mer äbe rächt,
I ha's no nid verwunde!
Dr Pfarer wehrt sech o nid schlächt,
Het's Muneli abe b'bunde.

„Excüsez, Pfarer!" Christe seit,
„'s het eme-n-angere g'golte!
Bi adräiht, will ech schadlos ha;
I bi sünst unbescholte.
Verzieht u heuschet, was dr weit,
Es söll mer nümm bigägne!"
Mit Christes Chappe Bitzi geit
U thuet sech heimlech bsägne.

Ds morndes e-n-arme Sünder chunt
Id's Pfarhuus ufe z'trappe.
„Bisch du's?", zum Lehrer Bitzi seit,
„Du suchsch für gwüss dy Chappe?

Du nimmsch doch gschwind es Tröpfli Wy?
Wed ume eine chnütschisch,
So lue de, Christe, 's blybt derby,
Dass d'nid dr Lätz verwütschisch!"

II. GOTTHELF ALS GESCHICHTSLEHRER AN DEN WIEDERHOLUNGSKURSEN IN BURGDORF

In den Jahren 1834 bis 1836 führte das Erziehungsdepartement zur Weiterbildung der Lehrer an verschiedenen Orten Wiederholungskurse durch. Von den drei ins Schloss Burgdorf verlegten Kursen standen die beiden ersten unter der Leitung des bekannten Pädagogen Friedrich Fröbel, der 1833 in Willisau eine Schule „zu höherer Geistesbildung" eröffnet hatte [1]. Ausser auf eine Empfehlung von Pfarrer und Schulkommissär Friedrich Zyro dürfte seine Berufung darauf zurückzuführen sein, dass im Herbst 1833 Regierungsrat Johann Schneider dem Examen in Fröbels Institut beigewohnt und dem Erziehungsdepartement einen günstigen Bericht über die Schule erstattet hatte, an der, auf Kosten der Berner Regierung, einige junge Berner zu Lehrern ausgebildet wurden. In einer Arbeit über Fröbels Wirken in der Schweiz wird berichtet [2], Regierungsrat Schneider sei auf dieser Inspektion von Gotthelf begleitet worden. Doch findet sich hiefür in den Akten des bernischen Staatsarchivs kein Beleg. Sollte dies jedoch zutreffen, so würde sich daraus erklären, dass Gotthelf vom Erziehungsdepartement angefragt wurde, ob er, an Stelle des verhinderten Pfarrers Farschon von Wynigen, den Religionsunterricht übernehmen könnte. Da die Zahl der hiefür vorgesehenen Stunden eine zu grosse Häufung der Lektionen oder dann eine viertägige Abwesenheit von Lützelflüh bedingt hätte, lehnte Gotthelf ab, und zwar mit der weiteren Begründung, für den Religionsunterricht, wie er gegeben werden müsse, tauge er durchaus nicht; er habe dazu nicht die nötige „Reservation und Resignation", er kenne auch die Kunst nicht, „nicht zu viel zu sagen" [3]. Auf dringende Bitten Fröbels und Ludwig Müllers, die ihn in Lützelflüh aufsuchten, erklärte er sich schliesslich bereit, den Kurs für Schweizergeschichte zu übernehmen, um die auf den 23. Juni angesetzte Eröffnung des Kurses nicht in Frage zu stellen. Die wenigen Tage, die ihm bis zum Beginn des Unterrichts verblieben, erlaubten ihm natürlich nicht, sich sorgfältig vorzubereiten. Um so gründlicher tat er dies für alle späteren Stunden, wie seine erhaltenen Präparationen beweisen [4]. Immerhin war ihm der Stoff nicht ganz neu; hatte er doch schon

1817 als Stellvertreter Rudolf Fetscherins in Bern Geschichte unterrichtet und seine Buben durch die Lebendigkeit seines Vortrages begeistert. Dank seinem trefflichen Gedächtnis waren ihm zweifellos die wichtigsten Daten noch gegenwärtig. Er hatte in dreieinhalb Monaten die Geschichte der Eidgenossenschaft bis zur Reformation zu behandeln. Da ihn der Stoff interessierte, wusste er ihn seinen Zuhörern auf anregende Weise vorzutragen. Wenn er zudem am Schlusse des Kurses dem Erziehungsdepartement schrieb, der Kurs habe ihn „wider Willen zu einer Arbeit gezwungen, die ihren Lohn in sich selbsten trage", will uns fast scheinen, als hätte er sich schon damals mit dem Gedanken getragen, einzelne der im Kurse behandelten Abschnitte dichterisch zu bearbeiten. Ein Beweis hiefür könnte in einigen seiner historischen Novellen liegen, für die er zweifellos die damals angefertigten Exzerpte benützte.

Einen Höhepunkt des Kurses stellte die Verfassungsfeier dar, die am 31. Juli 1834 im Schlosshofe zu Burgdorf stattfand. In einer sich durch „politische Einsicht und reife staatsbürgerliche Gesinnung" auszeichnenden Rede [5] sprach Gotthelf den Wunsch aus, dass die Parteiungen aufhören möchten und dass das Volk durch Einigkeit mächtig und stark werde. Es sei „ein Siegesfest der grossen, im Christentum begründeten Ideen von Menschenrecht... über mittelalterliche Angewöhnungen und eingeschlichene Missbräuche". Er legte dar, wie durch die neue Verfassung die Gleichheit aller Bürger in Rechten und Pflichten ausgesprochen worden sei; mit eherner Stimme predige sie „die republikanischen und christlichen Tugenden"; in ihr liege der Grundsatz verankert, dass die Schatzkammer des Volkes im Herzen des Volkes sei. Gotthelf führte weiter aus, die Lehrer seien aufgerufen, durch das „kräftiger als die Lehre wirkende Beispiel zu zeigen, wie man um des Vaterlandes willen sich selbsten vergessen, wie man das Höhere im Auge und Persönliches gering achten, ... in vaterländischem Sinne die grössten Opfer bringen müsse". In den Händen der Lehrer liege „die bessere, der Verfassung würdigere Zeit". Sie sollten „die Herzen der Menschen bilden, die Richtung geben ihren geistigen Kräften, welche den Grundsätzen der Verfassung Bahn brechen in dem Innern des Menschen". Diese hohe Aufgabe sei dem Lehrerstand von der neuen Verfassung gegeben worden, und daher werde von ihm „als dem wichtigsten im Staate in dieser Zeit gesprochen". Gotthelf schloss seine Rede mit den Worten: „Mutig wollen wir beginnen das schwere Werk, wohin das Schicksal uns auch zerstreuen mag, freudig, freudig, dass wir nicht alleine stehen, dass Bundesbrüder ringsum das Gleiche tun, wollen nie wanken in der festen Zuversicht, dass allerwärts der ausgestreute Same von Gott behütet aufgehe, sich zusammenranke, sich wölbe zu einem herrlichen Schirmdache, zu einem heiligen Dome über unserem Vaterlande, unter welchem es

erstarken, Glück und Segen finden wird. Diesem Bunde weihen wir uns alle in gläubigem Vertrauen ohne äusserliches Zeichen, aber der Bundesbrüder Losung sey: mit Gott fürs Vaterland!"

Gleich wie Fröbel, erntete Gotthelf für seinen Kurs nicht lauter Lob. Er musste erfahren, was es hiess, einen Mann wie Philipp Emanuel von Fellenberg zum Feinde zu haben, der die vom Staate organisierten Wiederholungskurse als eine unstatthafte Konkurrenzierung seiner Hofwiler Kurse betrachtete. In der Grossen Landschulkommission waren die beiden Männer zusammengestossen, und vielleicht hatte Fellenberg auch erfahren, dass gehässige, gegen ihn gerichtete Artikel im 'Volksfreund' von Gotthelf stammten. Er rächte sich dafür, indem er in seinen 'Mitteilungsblättern' den Unterricht und das Schlussexamen Gotthelfs auf perfide Weise kritisierte oder durch ihm ergebene Lehrer zerzausen liess, die dem Kurs und dem Examen „als Spione" gefolgt waren. Diese warfen Gotthelf vor, er habe sich des „gemeinsten Berndeutsch" bedient, habe immer die Hände in den Hosentaschen gehalten und während des Vortrages gelächelt, als ob er Eulenspiegelgeschichten erzählte. Gotthelf vergalt die erlittenen Schmähungen durch einen heftigen Artikel im 'Volksfreund' und dann besonders im zweiten Teil des „Schulmeisters". Dank den Bemühungen Theodor Müllers gelang eine Annäherung zwischen den beiden Gegnern wenigstens insoweit, dass Gotthelf doch auch das Positive in Fellenbergs Werk erkannte und dafür in der „Armennot" anerkennende Worte fand [6].

Der Kurs im Sommer 1834 war für Gotthelf sehr anstrengend. Nur achtmal benützte er ein Fuhrwerk, 29 mal machte er den Weg hin und zurück zu Fuss. Wie ein Stosseufzer klingt der Satz seines Schreibens an das Erziehungsdepartement: „Wohl musste das Fleisch während des Sommers hart gekreuzigt werden, um nach Burgdorf zu gelangen." Die 100 Franken, die er „für Mühewalt" erhielt, waren wirklich äusserst bescheiden. Doch hatte er ja das Opfer an Zeit und Arbeit aus Liebe zu der Sache auf sich genommen. Dass ihn dann die Gehässigkeiten, die er von Hofwil aus erntete, tief erbitterten, ist begreiflich. Doch erlebte auch Fröbel ähnliche Enttäuschungen. Der Sommer hatte ihm einen „Höhepunkt", „das reinste Glück seines Tatlebens" beschert. Gotthelf hielt ihn für einen ausgezeichneten Erzieher, der - so schrieb er dem Erziehungsdepartement - in Wiederholungskursen und Armenhäusern „unserem Kanton von unendlichem Nutzen sein" könnte. Abschätzige Kritik von Seiten der Fellenberg-Leute vergällte auch ihm die Freude an seiner Arbeit [7].

Es mag Gotthelf mit Genugtuung erfüllt haben, dass das Erziehungsdepartement sich nicht um die Verunglimpfungen Fellenbergs kümmerte und ihm im zweiten Wiederholungskurs, im Sommer 1835, sowohl den Geschichts- wie auch den Religionsunterricht übertragen wollte. Aus ähnlichen

Gründen wie im vorhergehenden Jahre lehnte er jedoch den Religionsunterricht ab [8]. Den Geschichtsunterricht dagegen übernahm er und bewirkte sogar, dass Fröbel noch einmal mit der Leitung des Kurses betraut wurde, freilich zum letztenmal. Nachdem er - nach dem Ende des Kurses - Leiter des Burgdorfer Waisenhauses geworden war, verliess Fröbel im Mai 1836 die Schweiz, um viele bittere Enttäuschungen reicher [9].

Nicht ohne Bedenken hat sich Gotthelf für den zweiten Kurs zur Verfügung gestellt, und wenn er wieder ähnliche Anfeindungen befürchtete wie das erstemal, sollte ihm die Zukunft nur zu bald recht geben; denn nach dem Kurs wurde er wenn möglich noch schärfer angegriffen als im Jahre zuvor. Wie boshaft die Fellenbergische Kritik diesmal war, zeigt der folgende Satz zur Genüge: „Seine (Gotthelfs) übrige niederträchtige Misshandlung der Schweizergeschichte soll für jedes wahrhaft schweizerische Gemüt im letzten Sommer nicht weniger entrüstend gewesen sein, als bei dem ersten Skandal gleicher Art, den er im vorigen Sommer zur Schmach seiner Kommittenten gereichen liess . . . " [10]. Wir begreifen, dass Gotthelf nun genug hatte und entschlossen war, unter keinen Umständen mehr an einem ähnlichen Kurs mitzuwirken. Es bedurfte dann der Ueberredungskunst von Helfer Müller, dem Nachfolger Fröbels, und vor allem des Hinweises darauf, dass der Unterricht in Schweizergeschichte ausfallen müsse, wenn Gotthelf das Fach nicht übernehme. Wenn er dann schliesslich doch nachgab, so geschah es „äusserst ungern", da er darob wichtige Pflichten versäume. Er wusste, dass er sich wieder „dem Hagel Fellenbergischer Verleumdungen" aussetze, doch nahm er dies nicht mehr allzu tragisch; denn, „wirft derselbe (d. h. Fellenberg) dem Regierungsrate gedruckt Schandtaten vor, setzt er das Erziehungsdepartement gedruckt mit Marat und Robespierre in Vergleichung, so kann sich unsereiner billigermassen schon etwas gefallen lassen", so schrieb er dem Erziehungsdepartement am 26. Mai 1836 [11].

Nach diesem Kurs blieben zwar die Fellenbergischen Kritiker stumm; aber Gotthelf war zweifellos froh, dass in den nächsten Jahren keine weiteren Wiederholungskurse durchgeführt wurden.

III. GOTTHELF ALS SCHULKOMMISSÄR

Welch grosses Interesse Gotthelf von jeher für die Schule an den Tag gelegt hat, ist bekannt [1]. Er schulmeisterte mit Begeisterung während seiner Studienzeit in Bern, dann auch in Utzenstorf, wo er überdies einen neuen

Lehrplan ausarbeitete und den Bau eines neuen Schulhauses durchsetzte. In Herzogenbuchsee verscherzte er sich einer Schulfrage wegen die Gunst des Oberamtmanns Effinger von Wangen, in Bern ging er in der Obern Schulgemeinde so eifrig ans Werk, dass er von den „Herrengässlern" aus der Schulkommission ausgeschlossen wurde. Diese Tätigkeit zum Wohle der Schule blieb den Behörden nicht verborgen. Ihr ist es wohl zuzuschreiben, dass Gotthelf zum Mitglied der Grossen Landschulkommission ernannt wurde, wo er, besonders bei der Beratung des neuen Schulgesetzes, fruchtbare Arbeit leistete. Es ist verständlich, dass das Erziehungsdepartement eine solche Kraft zu noch vermehrter Mitarbeit heranzog, sobald sich hiezu Gelegenheit bot. Diese zeigte sich 1835, nachdem Gotthelf durch Uebernahme des Geschichtsunterrichtes in Burgdorf sich das Departement verpflichtet hatte. Dieses ernannte ihn im Juli dieses Jahres zum Schulkommissär für die Gemeinden Lützelflüh, Rüegsau, Hasle und Oberburg. Am 18. desselben Monats nahm Gotthelf das Amt an und schrieb nach Bern, er „werde allem aufbieten, die schwachen Kräfte durch guten Willen zu ersetzen". Zuversichtlich fuhr er fort, wenn das neue Schulgesetz eingeführt werden könne und man rasch und kühn die Hand an den Pflug lege, sei „in zehn Jahren das Meiste und Schwerste getan" [3]. Diese Frist stand ihm denn auch zur Verfügung, um in seinem Schulkreise eine rege und erfolgreiche Tätigkeit zu entfalten.

Das Schulkommissariat Gotthelfs muss hier auch erwähnt werden, weil ihn dieses Amt häufig nach Burgdorf führte oder mit Burgdorfer Behörden in Beziehung brachte. Wiederholt fanden in der Emmenstadt Versammlungen von Schullehrern und Kommissären statt, an denen Gotthelf teilnahm, und wenn eine Eingabe an die Regierung zu verfassen war, wurde er fast regelmässig damit betraut; so z. B. 1836, wo er in seinem Schreiben „das Unbillige und für Lehrer und Schule in jeder Beziehung Nachteilige der Schullehrertaxation nach Franken, Batzen und Rappen klar, vollständig und gründlich nachwies" und der Behörde beantragte, die diesbezüglichen Beschlüsse zurückzunehmen oder zu modifizieren [4]. Im Namen der am 10. September desselben Jahres in Burgdorf versammelten Schulkommissäre war auch er es, der dem Erziehungsdepartement den Wunsch ausdrückte, es möge ihnen recht bald die im Gesetz vorgesehenen Instruktionen übergeben, da sie diese zur gleichmässigen Ausübung ihres Amtes nötig hätten [5].

Zu wiederholten Malen musste sich Gotthelf der Oberburger wegen an Regierungsstatthalter Fromm in Burgdorf wenden, sei es eines alten Schulstreites und eines Schulhausneubaus wegen, oder weil die Oberburger die kantonalen Behörden in bezug auf die Sommerschule „am Narrenseil herumführten" [6]. Gotthelf amtete auch als Bindeglied zu der vorgesetzten Instanz,

als die Schulkommission von Lützelflüh mit dem Richteramt Burgdorf Streit bekam. Da dieses den Lützelflühern nicht mitteilte, welche Bussen und Urteile es gegen einige wegen unregelmässigen Schulbesuches ihrer Kinder angeklagte Hausväter gefällt hatte, und erklärte, es habe keine Zeit für solche Dinge, reichte die Schulkommission beim Schulkommissär eine Beschwerde ein zuhanden des Erziehungsdepartements [7]. Es war der ohnehin bestehenden Spannung nicht gerade dienlich, dass die Lützelflüher den Gerichtspräsidenten Haas von Burgdorf einen „Vergesslichkeitskasten" nannten, worauf dieser sie als „impertinent" titulierte und jede Verbindung mit ihnen abbrach. Die Reaktion erfolgte mit der Gotthelf eigenen Promptheit und liess auch an Klarheit nichts zu wünschen übrig. In seinem Schreiben an das Erziehungsdepartement führte er aus, er müsse einen Gerichtspräsidenten bedauern, der sich befugt glaube, mit irgend einer Behörde, die sich ihm unangenehm gemacht habe, die Verbindung abzubrechen. „Verklagen - so fährt Gotthelf fort - kann ein Gerichtspräsident jede Behörde, aber Verbindung abbrechen - nein, wahrlich, so souverän ist doch hoffentlich kein Staatsbeamteter in der Republik Bern; das würde mir einen saubern Staatshaushalt geben, wenn den Beamteten nach persönlichen Sympathien oder Antipathien amtliche Verbindungen zu knüpfen und zu lösen gestattet wäre". Zum Schluss beantragt Gotthelf „ehrerbietig", „dass dem Herrn Gerichtspräsidenten von Burgdorf das Unziemliche und Unzulässige seines Betragens vorgehalten und derselbe angewiesen werde, zu erklären, mit dem Wort 'impertinent' habe er sich übereilt und dasselbe sei ihm ebenso leid, als es der Schulkommission von Lützelflüh leid war, als er sich für das Wort 'Vergesslichkeitskasten', das übrigens so ganz unpassend nicht war, für beleidigt erklärte" [8]. Es muss für Gotthelf geradezu ein Genuss gewesen sein, diese Beschwerde abzufassen; denn, wie hoch er Gerichtspräsident Haas „schätzte", zeigt seine Charakterisierung des „Präsidenten" in „Zeitgeist und Bernergeist".

Inzwischen hatte jedoch Gotthelf selbst den Bogen überspannt. In einem Aufsatz in der Magerschen Revue „Zur Geschichte des Primarschulwesens im regenerierten Kanton Bern" hatte er Ende 1844 so verletzende Anklagen gegen das Erziehungsdepartement erhoben, dass dieses ihn als Schulkommissär abberief, sobald einwandfrei feststand, dass er der Verfasser des ominösen Artikels war, und zwar erfolgte die Abberufung am 13. Januar 1845 rückwirkend auf den Januar dieses Jahres.

Die Antwort Gotthelfs auf diesen Entscheid des Erziehungsdepartementes war stolz und würdig zugleich. Er führte darin aus, in zehn Jahren seien in seinem Kreis zehn neue Schulhäuser gebaut, der Schulfleiss um die Hälfte gehoben und „die einem vierzigjährigen Prozesse unterworfenen Verhältnisse

in Oberburg bereinigt" worden. Die ihm nun werdende freie Zeit werde ihm „ein Wirken gewähren, das nicht ohne Frucht bleiben und hoffentlich manch Treiben dieser Zeit überdauern soll" [9].

IV. GOTTHELF UND DAS WAISENHAUS IN BURGDORF

Ein Umstand, der Gotthelf während einiger Jahre besonders eng mit Burgdorf verband, war der Aufenthalt seines Sohnes Albert im dortigen Waisenhaus, dem früheren Fröbelschen Institut. Ein schwerer Kampf war vorausgegangen, bevor der Vater seinen Willen durchsetzen, den Knaben der allzu zärtlichen Erziehung der Mutter entziehen und nach Burgdorf bringen konnte. Zwar wäre ihm das burgerliche Waisenhaus in Bern offengestanden; aber Gotthelf sah davon ab, seinen Knaben dort erziehen zu lassen. Der gewichtigste Grund hiefür war wohl die zu grosse räumliche Entfernung. Wenn Albert in Burgdorf wohnte, konnte der Vater „fast alle Wochen irgend einen Einfluss auf den Knaben ausüben und sein Entfalten unter den Augen" haben [1]. Gotthelf entschied, dass Albert - von den Ferien und Urlauben abgesehen - erst als Vikar wieder nach Lützelflüh zurückkehren sollte. Daher fiel es der Mutter sehr schwer, sich von dem erst 7 1/2 jährigen Knaben zu trennen. Um den Schmerz der Mutter nicht zu vergrössern, hielt dieser sich wakker. Der Unterschied zwischen Elternhaus und Institut war jedoch so gross, dass der Knabe sich nur widerwillig in die „Buben-Republik" eingewöhnte. Als dann gar die Kameraden das verwöhnte Muttersöhnchen neckten, da scheint es schwer gewesen zu sein, den auf Besuch im Pfarrhaus weilenden Knaben wieder zurückzuführen. Gotthelf begleitete daher Albert ein Stück Weges gegen Burgdorf und sagte zu ihm: „Los, du g'sesch, wie d'Mutter briegget. Wenn d'so tuesch, so muess i di wieder hei näh u de git's nüt us d'r. Nimm di z'säme!" Albert Bitzius erzählte später selbst, er habe diese Worte beherzigt, die Mutter habe keine Tränen mehr gesehen und beide hätten sich bald ohne Widerspruch in die Trennung gefügt [2].

Schon bald wirkte sich die Erziehung des Waisenhauses günstig aus. Mit Freuden nahm der Knabe an der Solennität, diesem reizenden Burgdorfer Jugendfest, teil. Gotthelf wollte mit eigenen Augen sehen, wie sein Bub zum erstenmal „Soldatlis" machte. Daher ging er mit der ganzen Familie nach Burgdorf, um den ihm von früher her vertrauten Fest beizuwohnen. Voller Freude meldete er seinem Vetter Cari nach Bern, seine Jugend habe getanzt.

Gotthelf hatte allen Grund, mit den Leistungen Alberts zufrieden zu sein; schon im Dezember 1844 war dieser der Erste seiner Klasse [3].

Regelmässig an Schul- oder andern Festen ging die ganze Familie nach Burgdorf, einmal, weil man den Knaben sehen wollte, der sich bald „recht gut" machte, sich das „Täubele" abgewöhnte und sich verständig zu betragen begann. Dann war an solchen Tagen Burgdorf auch das Ziel Gotthelfs, weil er immer damit rechnete, seine Freunde, besonders auch Pfarrer Farschon aus Wynigen, zu treffen [4].

Köstlich ist zu lesen, wie er am 23. September 1845 berichtet, sie seien alle nach Burgdorf gegangen, da seine Frau - beileibe nicht er! - Albert habe springen sehen wollen. Als dann der Knabe im Turnen und Schwimmen einen Preis erhalten habe, sei das „bei der Alten und dem Jungen begreiflich wohl" gegangen [5]. Dass dabei auch sein Vaterherz höher schlug, gesteht er nicht ein!

Doch auch bei anderen Gelegenheiten war Burgdorf das Ziel der Bewohner aus dem Lützelflüher Pfarrhaus. Einmal meldet Gotthelf, seine Schwester lasse sich an der „Burgdorfer Löffelschleife zwegriestern", und ein ander Mal sind Marie und Cecile Bitzius in der Emmenstadt an einen Ball eingeladen. „Wohl, die werden einander mustern, dass es eine Pracht ist", meldet er schmunzelnd Emilie Graf [6].

Einer kurzen Lebensskizze von Albert Bitzius jun. können wir entnehmen, dass sich der Aufenthalt im Waisenhaus für ihn als Knaben heilsam auswirkte. Vielfache Leibesübungen kräftigten seinen Körper, und durch beständigen Umgang mit Knaben jeden Alters habe er sein krankhaftes Naturell festigen und stählen können. Er lobt den vortrefflichen Waisenvater und dessen Gattin, dank denen er Elternhaus und Elternliebe nicht zu sehr vermisst habe. Von der Stadtschule dagegen, die er vom 8. Altersjahre an besuchte, weiss Albert nicht viel Gutes zu berichten. Sie habe in einer „patriarchalischen Anarchie" dahingelebt; es habe ihr die Einheit, den Fächern bestimmt vorgeschriebene Pensen und eine feste Methode gefehlt. Trotzdem, ungeachtet auch der schmalen Kost, entwickelte sich der Knabe körperlich und geistig zur Zufriedenheit des Vaters. Wenn auch mit einiger Mühe, konnte er doch im Frühjahr 1850 in die oberste Klasse des Progymnasiums Bern eintreten [7].

Der Mann, der Alberts körperliche Entwicklung am meisten förderte, war der Hesse *Adolf Spiess,* der Erneuerer des deutschen Turnwesens [8]. Dieser hielt sich von 1833 bis 1844 in Burgdorf auf und unterrichtete ausser Turnen noch Geschichte und Gesang. Infolge einer Anfrage von Prof. Hagenbach, der Spiess nach Basel ziehen wollte, finden wir in einem Briefe Gotthelfs ausführliche und sehr aufschlussreiche Mitteilungen über diesen. Spiess

scheint Gotthelf „einer der seltenen Lehrer zu sein, die mit Treue und Eifer nicht nur Stunden geben, sondern ihrem Beruf leben". Er sei ein trefflicher Turnlehrer, der sogar mit „gstabeligen" Burschen Erfolg habe. Er soll auch guten Gesangs- und sehr anregenden Geschichtsunterricht erteilt haben. Gotthelf traf mehrmals mit Spiess zusammen. Da dieser, ein Hesse, kein höheres Ziel kannte als die Wiedervereinigung der Schweiz mit Deutschland, geriet er mit ihm in Streit. Trotzdem schätzte er ihn sehr und bedauerte es - schon seines Knaben wegen - ausserordentlich, als Spiess 1844 von Burgdorf wegzog; denn er befürchtete, bei dem damaligen „Lümmeltum" könnte das Turnen ganz eingehen [9].

Wenn Spiess Burgdorf verliess, war dies wohl vor allem auf die unerquicklichen politischen Verhältnisse zurückzuführen, die damals in Burgdorf herrschten. Er war den damaligen Gemeindegrössen, dem „Plebs", wie sie Gotthelf verächtlich nennt, längst ein Dorn im Auge gewesen. Einem Brief Gotthelfs an Prof. Hagenbach entnehmen wir, dass der frühere Schulmeister und spätere Salzfaktor, Johann Friedrich Aebi, der seit 1842 Vizepräsident des Burgerrates und dann Gemeindepräsident war, Spiess gereizt und ihn einen dummen Kerli genannt habe. Da sei der alte Burschenschafter in ihm erwacht. Mit grossem Behagen schildert Gotthelf weiter, wie Spiess dem auch Gotthelf verhassten „Salzfass" Aebi eine Ohrfeige gehauen und ihn wie ein Stück Holz zur Kirche hinaus geworfen habe. Dies hatte sich an einem Sonntagmorgen zugetragen, als Spiess mit anderen Lehrern und Lehrerinnen die Stadtkirche für die am folgenden Tag stattfindende Solennität schmückte. Die Folge war ein Gerichtshandel, in dem Eduard Blösch Spiess verteidigte. Die üble Geschichte muss diesem den Aufenthalt in der Emmenstadt verleidet haben, so dass er zugriff, als er 1844 eine Berufung nach Basel erhielt [10].

V. GOTTHELF ALS MITGLIED DES KAPITELS BURGDORF UND DES PFARRVEREINS EMMENTAL

Dass Gotthelf auch von Amtes wegen häufig nach Burgdorf kam, versteht sich von selbst. Die Kirchgemeinden der Aemter Burgdorf, Fraubrunnen, Trachselwald und Signau waren seit Jahrhunderten dem Kapitel Burgdorf angeschlossen, zu dem somit auch Utzenstorf und Lützelflüh gehörten [1]. Doch auch von Herzogenbuchsee aus muss Gotthelf Beziehungen zum Burgdorfer Pastoralverein gepflegt haben; denn in diesem traf er - wie wir schon hörten -

am 4. Mai 1829 G. F. Stähli, um mit ihm seine Abberufung von Herzogenbuchsee zu besprechen [2].

Es war wohl in hohem Masse das Verdienst Gotthelfs, dass 1832 der Pfarrverein Emmental gegründet wurde [3]. Bald entfaltete er darin eine rege Tätigkeit, und wenn wir vernehmen, dass der Verein bald nach seinem Tod aufgelöst wurde, dürfen wir mit Recht annehmen, dass es in erster Linie Gotthelfs starke Persönlichkeit, seine interessanten Vorträge nebst den anregenden Diskussionsbeiträgen und Voten waren, die die Amtsbrüder zusammengeführt hatten.

Am Kapitel in Burgdorf stellte Gotthelf 1834 den Antrag, die ihm verhasste Visitationsordnung sei zu beseitigen. Seine Anregung wurde teilweise gutgeheissen, und es wurde beschlossen, in Bern auf eine Abänderung der Art und Weise der bisherigen Visitazen zu dringen [4].

An derselben Sitzung vom 27. Mai 1834 hat Gotthelf wahrscheinlich eine neue Predigerordnung beantragt. Nach seinem Vorschlag sollten die Geistlichen erst fünf Jahre nach der Konsekration als Feldprediger wählbar sein und dann mit besonderer Sorgfalt bestimmt werden; denn das Amt brauche „grosse Erfahrung und Männlichkeit". Der Feldprediger dürfe weder Rigorist noch frivol, müsse jedoch im Umgang mit Menschen sehr gewandt sein. Auch solle er von Amtes wegen Hauptmannsrang erhalten. Gotthelfs Ausführungen stiessen nicht auf grosses Verständnis und sein Antrag wurde „ohne Diskussion als unerheblich erklärt". Doch gab er nicht leicht bei, wenn er etwas für richtig hielt. Trotz der negativen Einstellung des Kapitels reichte er seinen Vorschlag direkt dem Erziehungsdepartement ein [5]. Dort hatte er bessern Erfolg. Seine Vorschläge wurden ernsthaft geprüft und zum Teil ausgeführt, und die spätere Feldpredigerordnung fiel ganz in seinem Sinne aus.

Als sich der Pfarrverein im Sommer 1840 in Burgdorf versammelte, hielt Gotthelf die Predigt. Er legte ihr die Verse aus dem ersten Korintherbrief zugrunde, die mit den Worten beginnen: „Dafür halte uns Jedermann, dass wir seien Diener Christi und Haushalter über die Geheimnisse Gottes". Er sprach u. a. von der aufgeregten Zeit, die dem Geistigen und Geistlichen feindlich sei, jedoch trage sie, in ihrer Aufgeregtheit, mehr Hoffnungen im Schosse, als frühere Zeiten in ihrer Gleichgültigkeit. Gotthelf sprach weiter von der Aufgabe der Geistlichen. Ohne dass er es ausdrücklich sagte, flocht er zahlreiche Beziehungen zu seiner Zeit in seine Predigt ein [6].

An diesen Pfarrversammlungen in Burgdorf ging es nicht immer friedlich zu. So vernehmen wir aus einem Briefwechsel Gotthelfs mit Helfer Baggesen in Bern von einem heftigen Streit zwischen ihm und Pfarrer Stierlin, dem Präsidenten der Synode. Am Kapitel in Burgdorf hatte der aufbrausende

Präsident Gotthelf „abgekanzelt“ und ihm das Wort vorenthalten. Ein darauf von diesem gestellter Antrag, der die Abklärung des Verhältnisses zwischen Kapitel und Präsident bezweckte, wurde von Stierlin unterschlagen. Als dann Gotthelf, der das Amt des Synodalen nur noch gezwungenermasen versah, sich nicht mehr an der Diskussion beteiligte, wurde er vom Präsidenten „bei Namen geschulfuchset“. Dass Gotthelf schliesslich explodierte, ist begreiflich; aber nun musste er sich von Helfer Baggesen, der bisher freundschaftlich zu ihm gestanden war, sagen lassen, wer „ein Unrecht mit Grobheit vergelte, setze sich selber ins Unrecht“ [7].

Trotzdem brach Gotthelf die Beziehungen zu seinem Amtsverband nicht ab, im Gegenteil scheint er auch weiterhin viel für ihn gearbeitet zu haben. So entschuldigte er sich einmal bei Emilie Graf wegen einer begangenen Nachlässigkeit mit den Worten, wenn Kapitel sei, „halte er sich für berechtigt, untüchtig zu sein für alles Uebrige, so gleichsam, wie die Frauen während der Wösch“ [8].

Mitte der vierziger Jahre befassten sich die in Burgdorf versammelten Pastoralvereine mit der Frage der Beerdigung aller totgeborenen oder nicht zur Taufe gekommenen Kinder. Wie Gotthelf darüber dachte, wissen wir aus dem „Schulmeister“, und bestimmt hat er auch im Kreise seiner Amtsbrüder den noch immer herrschenden abergläubischen Brauch mit aller Kraft bekämpft und sich dafür eingesetzt, dass solche Kinder inskünftig nicht mehr verscharrt, sondern im Kirchhof begraben werden sollten. Als Sekretär teilte er dem am Erscheinen verhinderten Dekan Fasnacht, Pfarrer zu Jegenstorf, den Antrag der Versammlung mit und legte das folgende humorvolle Brieflein bei:

„Hochwürdiger Herr Dekan,
die Sie traurigst Vermissenden empfehlen sich dero Wohlwollen dringenst und haben den ehrerbietigst Unterzeichneten mit dem Auftrage beehrt, deren Gefühle Wohldenselben kund zu tun, wobei derselbe nicht ermangelt, sich noch dringlicher zu empfehlen und Eurer Hochwürden der vollkommensten Hochachtung zu versichern, mit welcher erstirbt und füro ersterben wird Euer Hochwürden gehorsamster Diener und Neffe Alb. Bitzius Pfr.“ [9]

Seit dem Tode von Pfarrer Baumgartner in Trachselwald, im Herbst 1847, amtete Gotthelf als Kammerer (d. h. Rechnungsführer und Sekretär) des Kapitels Burgdorf. Als solcher war er Stellvertreter des Dekans und hatte daher die Vorbereitungen für die auf den 14. Juni 1848 angesetzte Versammlung der Klasse Burgdorf zu treffen. Am 17. Mai richtete er an den Präsidenten des Burgerrates, Anton Krafft, das Gesuch, die Sitzung im Ratssaal der

Stadt Burgdorf abhalten zu dürfen. In seinem Schreiben vom 27. Mai, das an „Sr. Wohlehrwürden Herrn Pfr. Bitzius, Cammerer der Ehrw. Classe Burgdorf in Lützelflüh" adressiert war, stellte der Burgerrat die beiden Rathaussäle für die Zeit vom 13. bis 15. Juni zur Verfügung [10].

Damals - zur Zeit des Zellerhandels - wurden die Geistlichen beschuldigt, ihr Amt durch Verbreitung von Zeller feindlichen Schriften missbraucht zu haben. Wie Gotthelf schon am 11. April 1847 Regierungsstatthalter Karrer von Trachselwald geschrieben hatte, zog er „die Frage über die amtliche Stellung der Pfarrer vor Geistlichkeitskapitel und Synode" [11]. Zur selben Zeit half Gotthelf bei der Abfassung einer Eingabe mit, die gegen die Snellianer, d. h. die Anhänger Prof. Wilhelm Snells, besonders dessen Schwiegersöhne Regierungsrat Jakob Stämpfli und Grossratspräsident Niklaus Niggeler, gerichtet war und eine neue Präzisierung der Stellung der Kirche zum Staate verlangte. Interessant ist die Feststellung, dass zu jener Zeit Eduard Blösch für eine Trennung der beiden war, während Gotthelf nach wie vor den christlichen Staat, d. h. einen auf christlichen Grundsätzen beruhenden Staat und vor allem auch eine von christlichen Grundsätzen geleitete Regierung verlangt. In der Behandlung der Angelegenheit hätte Gotthelf am liebsten „handgreifliche" Methoden angewendet; schrieb er doch am 10. April 1847 an Eduard Blösch, er halte das „Hineinziehen des Volkes . . . auf verständige und fesselnde Weise für äusserst wünschbar". Auch sei er „von Natur lieber zum Dareinschlagen gestimmt und zu energischen Massregeln". Immerhin habe ihn „die schändliche Passivität im vergangenen Jahre in dieser heiligen Sache vorsichtig gemacht". Auch bringe ein misslungener Schritt um Jahre zurück [12].

Mit gleicher Tatkraft wäre Gotthelf am liebsten auch gegen die als Handwerksburschen in unserem Lande sich herumtreibenden und breitmachenden Kommunisten und Sozialisten vorgegangen [13]. Im Pfarrverein wurde darüber diskutiert, er selber hat ihre Wühlarbeit in „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" mit allem Nachdruck an den Pranger gestellt.

1849 wurde Gotthelf Präsident des Kantonalpfarrvereins, welches Amt ihm neue Verpflichtungen brachte. So hatte er die Tagung der bernischen Predigergesellschaft zu organisieren, die am 19. September 1849 in Burgdorf stattfand. Besser als alles andere spiegeln die bei diesem Anlass gehaltenen Referate die damals zwischen Kirche und Staat herrschenden Spannungen wieder. Albert Heinrich Immer, Pfarrer von Büren, der von 1839 bis 1845 als Vikar in Burgdorf gewirkt hatte, sprach über das Thema „Wie ist dem Antichristentum der Jetztzeit entgegenzuwirken", während Johann Peter Romang, Pfarrer von Därstetten, das heikle Thema behandelte: „Ist Trennung von

Kirche und Staat wünschbar?" Gotthelf, der die Tagung präsidierte, führte in seiner Begrüssungsansprache aus, die Kirche und ihr ewiger Herr sei der Felsen, nach welchem „immer zahlreichere Scharen wallen, da in die Niederungen die wilde Flut einbricht und der Boden unter den Füssen wankt" [14].

Die Tagung vom 19. September 1849 war von einem kleinen Intermezzo begleitet, das hier kurz erwähnt sei: Einige Zeit vor dieser Versammlung erhielt Gotthelf aus Burgdorf eine „wunderliche Epistel in Versen", in der einige Burgdorfer Frauen um die Erlaubnis baten, der Sitzung des Pfarrvereins am Mittwoch beiwohnen zu dürfen. Die geheimnisvolle Art des mit „p. q. r." unterzeichneten Schreibens liess Gotthelf keine Ruhe. Er ging am 13. September nach Burgdorf, um zu sehen, „was an der Sache sei". Im Emmenstädtchen und mehr noch durch einen Brief vom 17. September vernahm er dann, dass eine mit seiner Familie befreundete Burgdorferin, Marie Stähli, die Schwester des Ratsschreibers, das Gedicht verfasst hatte, um die Erlaubnis zu erhalten, die Predigt von Pfr. Immer anzuhören, den sie von seiner Burgdorfer Vikariatszeit her kannte und schätzte. Marie Stähli hatte gehofft, von Gotthelf eine „lustige Antwort" zu bekommen und „höchstens ein freundliches Nein oder ein so fein bedingtes Ja zu provozieren, dass es einem Nein gleichkäme". Gotthelfs Nachfrage in Burgdorf hatte jedoch ihr Inkognito gelüftet. Sie verzichtete dann darauf, die Predigt Pfr. Immers anzuhören und erbat sich von Gotthelf „einen förmlichen Pardon". Um die gelinde Aufregung gutzumachen, in die sie Gotthelf mit ihrer Epistel versetzt hatte, sandte sie ihm am 3. November 1849 eine reizende Lithographie des Lützelflüher Pfarrhauses [15]. Die Beziehungen zwischen Marie Stähli und der Familie Bitzius blieben unverändert herzlich. Oft weilte sie im Pfarrhaus auf Besuch, und als sie 1850 eine Stelle als Hauslehrerin in England antreten musste, ohne sich von ihren Freunden verabschieden zu können, war ihr dies sehr schmerzlich. In einem langen Brief berichtete sie Gotthelf über verschiedene damals in England weilende Burgdorfer. Köstlich - und für jeden Sprachlehrer im Emmental auch heute noch lesenswert - ist die Stelle, wo sie schreibt, ihre Nichte Louise-Friederike habe eine so fehlerhafte deutsche Aussprache, dass sie mit dem Kind der Lady Wilton nur noch französisch sprechen dürfe. „Ich muss mich oft verwundern - so fährt sie fort - wie unsere Burgdorfer Organe, wo die Kinder doch alle ihren ersten Unterricht unter Langethal und Fröbel hatten, sich nachher so bedenklich verhärten, dass sie für keine weichere Sprache mehr taugen". (Seit hundert Jahren haben sich die Verhältnisse in Burgdorf ganz gehörig geändert! Diese Feststellung sei dem Verfasser erlaubt, der mit Freude an seine Burgdorfer Zeit als Sprachlehrer zurückdenkt!). Die reichlich lange Epistel Marie Stählis aus England war im Pfarrhaus Lützelflüh offenbar

willkommen; denn Gotthelf beantwortete sie auf so freundliche und scherzhafte Weise, dass Marie Stähli seinen Brief immer wieder las, weil sie sich „so vielfach in Scherz und Ernst" angeregt fühlte [16].

Wie wir aus den vorstehenden Ausführungen ersehen, wurde an den Versammlungen der Geistlichen ernst gearbeitet. Doch kam dabei auch das Gemüt nicht zu kurz. Dies war besonders an den Kapiteln der Fall, den zweitägigen Zusammenkünften, die alljährlich nach Ostern in Burgdorf stattfanden. An diesen Tagen versammelten sich die Prädikanten und Vikare der umliegenden Aemter im „Stadthaus". Der erste Tag war theologischer Arbeit vorbehalten, während am zweiten fröhliche Geselligkeit gepflegt wurde. Wie gemütlich es dabei zu- und herging, schildert Pfarrer Siegfried Joss in einer reizvollen Skizze „Ein Kapiteltag mit Jeremias Gotthelf" [17]. Aus mündlicher Ueberlieferung von Pfarrerkollegen und alten Leuten schöpfend, flicht er in dichterisch freier Form verbürgte Anekdoten über Gotthelf in seine Erzählung ein. Wir erfahren, wie dieser beim Brand der „Tanne" zu Trachselwald statt voller Fettkübel solche mit Putzsand aus dem brennenden Hause schleppte, oder wie er, eines Nachts, auf der Heimkehr von Sumiswald, wo der Fendant ihm allzu gut gemundet hatte, auf allen Vieren über ein geländerloses Steglein kroch, nachdem er vorher seine Kuttenfäcken in die Hosenröhren gesteckt hatte. Beim Essen im „Stadthaus" wurde Gotthelf von seinen Amtsbrüdern wegen dieser abenteuerlichen Heimkehr aufgezogen, und als er vernahm, dass sein Kollege von Hasle, Pfarrer Friedrich Fischer, der ihn begleitet, das Geheimnis ausgeplaudert hatte, beschloss er, sich an ihm zu rächen. Er gab vor, Frau Karoline, die alles, auch ihren Mann, nach ihrer Pfeife tanzen liess, eine Ueberraschung machen zu wollen. Vor versammelter Tischgesellschaft packte er eine saftige Zungenwurst, ein paar Hammenschnitten, eine gebackene Forelle und eine Flasche Burgunder in einen Korb. Bevor jedoch die Stadthauswirtin diesen absenden konnte, steckte er im geheimen all die Köstlichkeiten in sein Zwilchsäcklein und liess sie im Korb durchgeschwellte Kartoffeln ersetzen. Diese wurden im Pfarrhaus Hasle abgegeben. Wie daraufhin die temperamentvolle Frau Karoline Fischer ihren Mann empfing, lässt sich denken, ebenso, mit welchem Behagen Gotthelf, der mit seinem Kollegen von Sumiswald an der Haustüre horchte, die Begrüssungsszene verfolgte. Er freute sich doppelt über seinen Streich, weil er dadurch der Pfarrfrau vergelten konnte, dass sie ihm immer sauren Most aufstellte, wenn er im Pfarrhaus Hasle einkehrte. Der Inhalt des Zwilchsäckleins gab einen willkommenen Imbiss im Pfarrhaus zu Lützelflüh, den Frau Bitzius, Gotthelf und Pfarrer Baumgartner von Sumiswald genossen, während Gotthelf voller Humor von seinen Erlebnissen am Kapitel in Burgdorf erzählte.

VI. GOTTHELFS BEZIEHUNGEN ZU SEINEN AMTSBRÜDERN

Von allen Amtsbrüdern, mit denen Gotthelf im Pfarrverein zusammentraf, stand ihm Pfarrer *Gabriel Farschon* von Wynigen am nächsten [1]. Dieser war es, der Gotthelfs Ehe mit Henriette Zeender einsegnete; er war es auch, der am Sarge des Freundes die Leichenpredigt hielt. Leider sind nur wenige Briefe Gotthelfs an Farschon erhalten. Zahlreicher sind diejenigen, in denen Gotthelf von ihm spricht. Wir sehen aus ihnen, wie tief die Freundschaft zwischen beiden, wie unbegrenzt das gegenseitige Vertrauen war, wie sehr ihre Ansichten und Auffassungen übereinstimmten, ob es sich nun um die politische Lage, um kirchliche Fragen oder auch um den 'Volksfreund' handelte. Farschon gehörte so eng zum Kreise der Schnell, dass auch sein Name genannt wurde, als es sich darum handelte, einen Nachfolger Karl Schnells als Redaktor des Burgdorfer Blattes zu finden. Doch konnte er als Geistlicher das Amt ebensowenig übernehmen wie Gotthelf. In den Jahren 1844 und 1845, als Gotthelf wegen seines Aufsatzes in der Magerschen Revue schwerste Massregelungen von Seiten des Erziehungsdepartementes zu gewärtigen hatte, wollte Farschon für ihn eintreten. Gotthelf verzichtete jedoch auf diesen Freundesdienst. Wie er vor 15 Jahren, d. h. zur Zeit seines Streites mit Oberamtmann Effinger, nicht geschlottert habe, so schrieb er Farschon, so wenig habe er jetzt Ursache dazu. Wie damals liebe er die Sache und suche nicht irgendeinen Vorteil oder eine Auszeichnung zu gewinnen [2]. Gotthelf seinerseits stand ohne Zögern Farschon zur Seite, wenn er angegriffen wurde, wie z. B. an der Kapitelsversammlung in Kirchberg, als Pfarrer Frank Farschon gegenüber mit einer Anmassung auftrat, wie sie Gotthelf „noch nie vorkam von einem Amtsbruder gegen einen andern" [3].

Wann immer es möglich war, schlug Gotthelf bei seinen Reisen in die Nordschweiz den Weg über Wynigen ein, um seinen Freund zu grüssen oder gar mit ihm Schach spielen zu können. Da dies jedoch recht selten der Fall war, verabredeten sie, an jedem ersten Mittwoch eines Monates zusammenzukommen. Anfangs fand ihr „Pfarrkränzchen", zu dem auch Pfr. *Albrecht Rytz* von Utzenstorf gehörte, meistens im „Stadthaus" zu Burgdorf statt, das immer der Treffpunkt der Schnell und ihrer Anhänger geblieben war, seitdem Gottlieb Rudolf Stähli, ein Bruder des Ratsschreibers, den Gasthof gepachtet hatte. Später trafen sich die drei Freunde im „Emmenhof" [4].

Der Vierte im Bunde war *Bernhard Rudolf Fetscherin*. Dieser hatte auch Theologie studiert, war Lehrer und Vorsteher des Waisenhauses zu Bern, 1831 Mitglied des Erziehungsdepartementes geworden und gehörte von 1833 bis 1845 dem Regierungsrat an. Einige Zeit kühlte sich das Verhältnis zwi-

schen den Freunden ab, da Fetscherin enge Beziehungen zu den Radikalen unterhielt. Aber in den vierziger Jahren lockerte er diese Bindungen und näherte sich wieder seinem Freundeskreis. Er wurde Mitarbeiter am 'Volksfreund', wobei er gelegentlich seine Artikel durch Gotthelf der Redaktion zustellen liess, wenn ihm besonders an der Wahrung der Anonymität gelegen war. Ueberhaupt scheint er vor den regierungsrätlichen Kollegen seinen Verkehr mit Gotthelf und den Schnell geheim gehalten zu haben; denn er vermied es, sich mit Gotthelf und Farschon in Burgdorf zu treffen, weil er fürchtete, die Spitzel des Zentralpolizeidirektors Weber könnten es nach Bern melden, wenn er eine Nacht in dem damals als konservativ verschrienen Burgdorf zugebracht hätte. Er hätte sogar riskiert, dass dies im 'Beobachter' publiziert worden wäre. Deshalb schlug Gotthelf entweder sein Pfarrhaus als Treffort vor, da Fetscherin als Regierungsrat es wohl vermöge, bis dorthin einen Wagen zu nehmen; oder dann kam auch Solothurn für eine Zusammenkunft in Frage [5]. Besonders reger Briefverkehr herrschte zwischen den beiden nach dem Tode Karl Schnells, wobei Gotthelf seinen Freund in alle Probleme, Schwierigkeiten und Pläne einweihte, die die Weiterführung des 'Volksfreund' betrafen. Auch in anderen Fällen schlug Gotthelf das zentral gelegene Burgdorf gerne als Treffpunkt vor. So forderte er im Winter 1833 Joseph Burkhalter auf, dahin zu kommen, wenn ihm der Weg nach Lützelflüh zu beschwerlich sei.

Zu einer der markantesten Persönlichkeiten Burgdorfs, zu dem Pfarrer und Volksliederdichter *Gottlieb Jakob Kuhn,* waren die Beziehungen Gotthelfs während der ersten Jahre seiner Lützelflüher Zeit alles andere als freundschaftlich. Als Konservativer war Kuhn überzeugt, dass die zum Umsturz führenden politischen Ereignisse „nimmermehr zum Guten gedeihen" könnten [6]. Er verfasste einen Warnruf an das Berner Volk unter dem Titel: „Mein Volk, deine Leiter verführen dich!", und als die mannigfachen Wirren und Schwierigkeiten der neuen Regierung seine Befürchtungen zu bestätigen schienen, schrieb er in sein Erinnerungsbuch: „Gottlob, dass ich nicht zu verantworten habe, was diese Revolution hervorgebracht hat". Kuhn gehörte zu den fünf Geistlichen des Amtsbezirks Burgdorf, die anfänglich den Eid auf die neue Verfassung verweigerten. Er war daher einer der verhasstesten Männer in der liberalen Hochburg an der Emme. Der eines Nachts an seine Haustüre gezeichnete Galgen und die dazu gesetzten Worte „Schelm, Jesuit, Schelm!" sprechen eine deutliche Sprache. Diese Schmähung war wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, dass er sich nicht enthalten konnte, gelegentlich politische Anspielungen in seine Predigten einzuflechten. Daher blieben alle liberalen Stadträte dem Gottesdienst fern [7].

Wie Karl Schnell, den die Eidverweigerung einiger Pfarrherren verbittert hatte, gegen Kuhn eingestellt war, verrät uns seine polemische Antwort auf dessen Flugschrift „Hüte dich, o Volk! vor den Wölfen im Schafspelz. Auch ein Wort zur Warnung". Ebenso schlecht war der Burgdorfer Pfarrer, der den Sturz des Patriziats nicht verwinden konnte, bei Gotthelf angeschrieben, der noch 1834 der Meinung war, der Kanton Bern sei „zu lange an der Kette gelegen und erst am 31. Juli 1831 abgelassen worden" [8]. Daher wird er nur mit Kuhn verkehrt haben, soweit es der amtliche Verkehr verlangte. Doch schon bald fühlte sich Gotthelf von der radikalen Politik abgestossen. Wohl schrieb er 1841 seinem Freunde Hagenbach, er stehe immer noch „unter der freisinnigen Fahne" [9]. Aber er hatte sich inzwischen mit den Schnell dem Juste Milieu - der rechten Mitte - genähert, und damit besserte sich auch sein Verhältnis zu Kuhn. Dass dieses sich gegen Ende der dreissiger Jahre geradezu freundschaftlich gestaltete, beweist die Einladung in der Form eines lateinischen Gedichtes, die Pfarrer Kuhn anlässlich der Kapitelsynode von 1840 an Gotthelf richtete:

Pastori in rupibus imbecillis
Pastor castrovillanus salutem p. d. (plurimam dicit)

Quum synodo praedicabis,
Domum meam tu intrabis,
Cubitum ut venias.
Nam cum adest ille dies
In taberna nulla quies!
Apud me tu gubernas.

Si sub noctem tu intrabis,
Modice mecum coenabis.
Quies et silentium
Tibi post coenam parata,
Somnia in tecto grata.
Veniesne? Age dum!

Castrovilla, 5 Maji 1840 Kuhn, Pastor [10]

Zweifellos hat Gotthelf dieser freundlichen Einladung Folge geleistet.

Immerhin blieb das Verhältnis zwischen den beiden Pfarrherren nicht lange ungetrübt. In dem schon erwähnten Streit Gotthelfs mit Pfarrer Stierlin,

dem Präsidenten der Synode, nahm Kuhn gegen Gotthelf Stellung, warf ihm vor, er habe nur aus Animosität gehandelt und geredet, und machte ihn für alle Folgen verantwortlich. Gotthelf liess diese Vorwürfe nicht gelten und suchte sich zu rechtfertigen. Er schrieb Kuhn, er habe an der neuen Liturgie nicht mitgearbeitet, weil die Mitglieder der Kommission nichts für gut gefunden hätten, was er getan habe. Immerhin versprach er Kuhn, sich nicht mehr in die Diskussion zu mischen, wenn sie nicht persönlich oder giftig werde [11].

Trotz dieser Kontroverse brachen jedoch die persönlichen Beziehungen nicht ab. Dies verraten verschiedene Stellen aus Gotthelfs Briefen. Aber bevor sich - nach dem Streit von 1841 - wieder ein Brief Kuhns an Gotthelf findet, vergehen volle sieben Jahre. Diesem, vom 28. März 1848 datierten Schreiben Kuhns können wir entnehmen, dass er die Werke Gotthelfs kannte. Erfreut teilte er darin Gotthelf mit, er habe den zweiten Teil von „Käthi die Grossmutter" gelesen. Er mache ihm aufrichtig sein Kompliment, dass er seine alte Originalität und seine Vorzüge beibehalten, frühere Fehler vermieden, überhaupt mit mehr Umsicht und Selbstkritik geschrieben habe als früher. Diese Anerkennung freute Gotthelf so sehr, dass er Kuhn Ende Mai desselben Jahres die „Erbvettern" (Hans Joggeli und Harzer Hans) sandte. Dieser dankte Gotthelf für die Aufmerksamkeit. Er habe sogleich mit Freuden den „Hans Joggeli" gelesen. Dieser sei „ein Original aus einem Guss von A-Z" [12].

Gleich Gotthelf verabscheute Kuhn schlecht qualifizierte und aufgeblasene Schulmeister. In einem Gedicht, das er Gotthelf sandte, erhob er seine Stimme gegen die, „welche das Christentum aus der Schule werfen, mit eigener Hand die Armut pflanzen und das Volk zum Höllenpfuhl präparieren". Diesem Gedicht fügte er einen Aufsatz bei über „Das Schicksal unserer Kirche", in dem er in düsteren Farben die Gefahren schilderte, die der Kirche unter Ochsenbein und Stämpfli drohten. Da für ihn feststand, dass Gotthelf demnächst Dekan des Kapitels Burgdorf werde, legte er ihm das Wohl der Kirche ganz besonders ans Herz mit den Worten: „Sit tibi Decano futuro Ecclesia cordi!" [13]

Auf Neujahr 1849 sandte Gotthelf „Uli der Pächter" ins Pfarrhaus nach Burgdorf. Der greise Pfarrer dankte ihm mit den folgenden Worten, die zu den schönsten Anerkennungen Gotthelfs aus jener Zeit zählen dürften:

„Da meint' ich, dem freundlichen Geber wollt' ich erst danken, wenn ich sein Neujahrskindlein genossen habe und dann zugleich sagen könne, wie wohl ich daran gelebt. Aber mit alten Augen in den kurzen trüben Wintertagen geht das Lesen langsam, und so will ich doch nicht länger warten, Ihnen zu sagen, wie sehr mich die unerwartete freundliche Gabe freut und wie dankbar ich dafür bin. Wer aber am meisten zu rühmen und zu danken hat, das

sind - die Weibsleute! Abermal stehn hier die Weiber im hellen Glanze, und die Männer sind mehr oder weniger Lapinen, Trelle oder grobe Lümmel oder gar - Schufte. Wenn Sie, ein zweiter Frauenlob, einst sterben, so sollen Ihnen die Weibsleute ein marmornes Denkmal aufs Grab setzen. Die Männer werden nicht dazu helfen, haben auch nicht Ursache dazu!

„Ihre eigene Frau hat sich ebenfalls zu freuen und zu danken. Denn man wird überall sagen: 'Der Jeremias Gotthelf muss eine ausnehmend liebenswürdige Frau haben und ein sehr glücklicher Ehemann sein. Er könnte sonst unmöglich so schöne Frauenbilder hinmalen' - Ob Ihre Frau das fühlt (aussprechen wird sie's freilich nicht), weiss ich nicht. Aber das Urteil liegt sehr nahe und ist natürlich" [14].

Als Pfarrer Kuhn am 23. Juli 1849 starb, bedeutete dies für Gotthelf etwas ganz anderes, als das zehn Jahre früher der Fall gewesen wäre. Die anfänglichen Gegensätze zwischen ihnen waren längst behoben. Beide hatten im Grunde ähnliche Ziele erstrebt, ähnliche Misstände bekämpft. Menschlich näher gekommen waren sie sich durch ihr dichterisches Schaffen. Dass Gotthelf der Hinschied des vierundsiebzigjährigen Amtsbruders nahe ging und für ihn einen herben Verlust bedeutete, verrät uns die Kritik, die er an der Leichenrede übte, welche Klasshelfer Bernhard Friedrich Fankhauser im Pfarrverein auf Pfarrer Kuhn hielt. Er warf Fankhauser vor, er habe nicht „von einem Fortleben in den Herzen derer gesprochen, auf die der Vollendete eingewirkt" habe. Dies dürfte klar beweisen, dass Gotthelf selber dem Verstorbenen in seinem Herzen ein dankbares Andenken bewahrte [15].

Ob zwischen Gotthelf und *Bernhard Friedrich Fankhauser* nähere Beziehungen bestanden, liess sich nicht feststellen. Da dieser von 1838 bis 1850 Klasshelfer in Burgdorf war, dürften die beiden sich ziemlich häufig getroffen haben, wenn Fankhauser auch nicht zu dem „Pastoralkränzchen" gehörte, in dem Gotthelf regelmässig mit seinen Freunden Farschon und Rytz zusammenkam. Immerhin predigte er als Helfer gelegentlich für Gotthelf und 1848 arbeiteten beide zusammen, als die Geistlichen des Kantons Bern eine Geldsammlung durchführten, um die Amtsbrüder zu unterstützen, welche von der Regierung wegen ihrer gegen Zeller gerichteten Tätigkeit gemassregelt worden waren. Fankhauser setzte sich zu diesem Zweck mit dem Pfarrverein Kirchberg und dem Oberaargau in Verbindung, während Gotthelf mit Pfarrer Lauterburg von Langnau Gesuche an die Pfarrherren des Oberemmentals richtete. Alle drei nahmen die eingehenden Spenden entgegen [16].

Im Lokalpfarrverein stiess Gotthelf am 2. Oktober 1849 ziemlich scharf mit Fankhauser zusammen. Dieser war es, der die oben erwähnte Eröffnungsrede Gotthelfs am kantonalen Pfarrverein in Burgdorf als zu „irenisch", d. h.

zu versöhnlich bezeichnete und ihm vorwarf, er habe Unwahres und Unchristliches zu wenig entschieden abgelehnt. Gotthelf erwiderte hierauf, der Hauptgedanke seiner Rede sei gewesen, „dass wir einander nicht richten, sondern einträchtig gehen sollen gegen die Welt", und erklärte mit deutlicher Spitze gegen Fankhauser, er habe „jeden Diener des Worts als Christ aufgefasst, daher jedem zugemutet, den alten Adam in sich zu bekämpfen, statt andere zu richten" [17].

1851 wurde Bernhard Friedrich Fankhauser Pfarrer zu Signau, und da sich die Amtsbrüder des Oberemmentals regelmässig und abwechslungsweise in einem ihrer Pfarrhäuser trafen, dürfte er nun Gotthelf näher gekommen sein. Wie hoch er ihn jetzt schätzte, beweisen die ehrenden Worte, mit denen er, als Aktuar, im Protokoll der Sitzung vom 31. Oktober 1854 des Verstorbenen gedachte [18].

Auch einen anderen Vertreter dieser um Burgdorf verdienten Familie, Pfarrer *Ludwig Fankhauser* von Utzenstorf, wird Gotthelf gelegentlich in Burgdorf getroffen haben. Doch mögen die beiden Kollegen dafür gesorgt haben, dass sich ihre Begegnungen strikte auf die amtlichen Zusammenkünfte im Pfarrverein beschränkten. Aus welchen Gründen sie sich mieden, ist in unserem Zusammenhang von Interesse:

Während ihrer Studienzeit waren Gotthelf und Ludwig Fankhauser gute Freunde. Beide verbrachten 1821 und 1822 ihren Auslandsurlaub in Göttingen, und sie standen sich damals so nahe, dass sie zusammen bei Schuhmacher Bertold Volckmar am Papendiek (Pfaffenteich) wohnten. Aus Gotthelfs Briefen an seine Stiefschwester Marie vernehmen wir einige reizende Einzelheiten über ihr gemeinsames Haushalten. Da ihre Zimmer nur ungenügend ausgestattet waren, schafften sie sich „eine erste Einrichtung" an, die, obschon die einzelnen Stücke wohlfeil waren, über einen Louis d'or kostete. Mit diesen wenigen Anschaffungen richteten sie sich „besonders niedlich ein", so dass alle sie beneideten. Das Morgen- und Abendbrot bereiteten sie selbst zu, und da sie oft Teebesuch von ihren Berner Freunden Rytz, Wagner, Flügel, Dür, von Wattenwyl und anderen erhielten, benötigten sie ziemlich viel Geschirr. Voller Stolz meldete Gotthelf seiner Schwester, sie hätten unter anderem für sechs Batzen eine ziemlich feine grosse Tasse mit Handhabe und Untertasse gekauft, die mit Ansichten von Göttingen und einer anderen Gegend bemalt gewesen sei. Fankhauser, der einen „ungeheuren roten Schnurrbart" trug, war ziemlich selbstbewusst und anspruchsvoll [19]. Trotzdem lebte Gotthelf „ganz trefflich mit ihm zusammen". Fankhauser sei „ein bisschen wunderlich und exakt", schrieb Gotthelf seiner Schwester weiter, „allein wie eine gute Frau füge ich mich in seine Launen, lasse ihn gewähren, mache ihm

die Honneurs, wenn wir Leute haben, und sind wir allein, so schenke ich ihm den Tee ein. Dafür führt er die äussern Angelegenheiten, macht die Rechnungen, dingt die Leute, gibt Putzer, wenn es nötig ist. So kann ich der gute Herr bleiben, und die Sachen bleiben doch in Ordnung". Voller Humor und ohne allzu grosses Mitgefühl zu verraten, meldet Gotthelf ein andermal, Fankhauser, der „arme Teufel", habe über Neujahr „verdammt an einem hohlen und an einem neu kommenden Zahn" gelitten und der Arzt habe ihm „statt des ersten fast den ganzen Kopf ausgerissen". Dass Fankhauser dadurch „äusserst rumpelrurrig" wurde, ist begreiflich. Obschon die beiden während des Winters zurückgezogener lebten als im Sommer und des Abends oft allein waren, haushalteten sie weiter zusammen. Fankhauser zeigte zwar je länger je mehr „eine Menge Eigenheiten, worunter auch üble Launen gehören", aber Gotthelf war daran gewöhnt, schickte sich darein und konnte es immer noch „recht gut mit ihm". In ihrer Freizeit waren die beiden Freunde oft mit andern Schweizern zusammen, machten Ausflüge, besuchten Volksfeste; einmal ritten sie sogar nach Kassel, um Mozarts „Don Juan" anzuhören. Fankhauser begleitete Gotthelf bis nach Eisenach, als dieser im Frühjahr 1822 Leipzig und Dresden besuchte, und für die Rückreise trafen sie sich in München [20].

Nach ihrer Heimkehr übernahm Gotthelf wieder das Vikariat bei seinem Vater, während Fankhauser in gleicher Funktion in Herzogenbuchsee amtierte. Das folgende Jahr brachte dann das Verhängnis: Am 9. Februar 1824 starb unerwartet Gotthelfs Vater Sigmund Bitzius, und da Gotthelf - statt der vorgeschriebenen fünf - erst vier Jahre Vikariatsdienst geleistet hatte, konnte er nicht sein Nachfolger werden. Durch Wahl des Kirchenrates wurde Ludwig Fankhauser Pfarrer von Utzenstorf, und Gotthelf wurde an dessen Stelle als Vikar nach Herzogenbuchsee gesandt. Ihm lag es ob, das Pfarrhaus zu räumen und mit Fankhauser den Pfrundkauf abzuschliessen. Da wohl beide allzu peinlich auf die Wahrung ihrer Interessen bedacht waren, wurden die Verhandlungen bald äusserst unerfreulich. In den darüber berichtenden Briefen ist von Freikauf, Notkauf, Holz- und Mistkauf, von bestrittenem Mehrwert, verschleppten Zahlungen, bestrittenen Forderungen, Appell an den Kirchenkonvent und anderem die Rede [21]. Statt einer gütlichen Regelung, mit der ihnen am besten gedient gewesen wäre, entstand so bitterer Streit zwischen den beiden Studienkameraden, dass darob ihre Freundschaft in die Brüche ging.

Für Gotthelf war die Trennung von Utzenstorf sehr schmerzlich, da er das uneingeschränkte Zutrauen der Gemeinde genossen hatte. Als die Utzenstorfer sahen, dass der Entscheid des Kirchenrates endgültig und damit auch der Wegzug Gotthelfs aus ihrem Dorfe unvermeidlich war, schenkten sie ihm

als Zeichen der Dankbarkeit eine goldene Repetieruhr. Dieses wertvolle Geschenk ehrt die sonst sehr zurückhaltenden Utzenstorfer ebenso sehr wie den Beschenkten, war es doch ein Beweis dafür, dass die Bauern den in ihrer Mitte aufgewachsenen Vikar liebten, dass sie vor allem auch sein Wirken als Seelsorger und als Schulaufseher richtig gewertet und geschätzt hatten. Anderseits stellt das Geschenk besser als irgendein anderes Lob dem jungen Gotthelf das Zeugnis aus, dass er in enger Verbundenheit mit seiner Gemeinde gelebt, ihre Nöte und Sorgen geteilt, überhaupt sein hohes Amt mustergültig versehen hatte.

Pfarrer Ludwig Fankhauser wusste sich die Zuneigung der Utzenstorfer nicht recht zu erwerben. Vorerst musste er empfinden, wie unwillkommen er ihnen war; denn vor ihm hatte der ihnen werte Vikar weichen müssen, und das liessen sie ihn bestimmt fühlen, so wenig er sich auch dessen vermochte. Wenn sich das Verhältnis des Seelsorgers zu seiner Gemeinde im Laufe der Jahre angenehmer gestaltete, so bereitete der Umsturz von 1830/31 dieser Besserung ein jähes Ende. Die Utzenstorfer begrüssten die neue Ordnung, der ausgesprochen altgesinnte Pfarrherr dagegen stand mit seinen Sympathien auf der Seite der gestürzten Aristokratie. Er scheint aus seiner Einstellung kein Hehl gemacht zu haben; denn 1834 wurde ihm gegenüber der Vorwurf erhoben, er lasse „sowohl von der Kanzel herab wie bei andern Anlässen Seitenhiebe auf die bestehende Ordnung der Dinge" fallen [22]. Im selben Jahre übte ein entlassener Lehrer, Niklaus Aeberhard, scharfe Kritik an Fankhauser als Seelsorger und Schulaufseher und warf ihm Unverträglichkeit, spöttelndes Wesen und sehr unfreundliche Gesinnung gegenüber dem Lehrerstand vor. Diese Klagen werden erst recht verständlich, wenn wir wissen, dass die fünf Utzenstorfer Lehrer sehr liberal waren und wohl schon deshalb häufige Zusammenstösse mit Fankhauser hatten. Bei solchen Anlässen mögen sie besonders wehmütig an Gotthelf gedacht haben, der ihrem Beruf so grosses Verständnis entgegengebracht hatte. Und dabei taten sie Fankhauser unrecht; er achtete den Lehrerstand, konnte sich jedoch mit dem „fellenbergianischen Lehrerhochmut" nicht abfinden. Dies habe er mit allen Amtsbrüdern gemein, sagte er einmal. Wenn die ohnehin schon höchst unerquicklichen Verhältnisse noch mehr verschärft wurden, traf Fankhauser die Schuld. 1839 verweigerte er bei der Beerdigung eines Selbstmörders das Geläute und das Leichengebet. Daraufhin wurden schwere Klagen gegen ihn erhoben, und es entspann sich eine heftige Zeitungspolemik [23]. Im Jahre 1840 wurde eine ausserordentliche Visitation durchgeführt, an der in einer ausführlichen Klageschrift Beschwerde erhoben wurde, worauf die Regierung Ludwig Fankhauser auf ein Jahr in seinen Funktionen einstellte. Wir begreifen, dass dieser nach seiner Beurlau-

bung nicht in Utzenstorf bleiben wollte. 1841 nahm er die Wahl an die Pfarrei Gottstatt bei Biel an, wo er fünf Jahre wirkte [24]. Aehnlich wie Gotthelf lehnte er den Radikalismus um so energischer ab, je rücksichtsloser dieser sich gebärdete. Es war denn auch fast unvermeidlich, dass er mit Stämpfli zusammenstiess. Daher gab er seine Demission auf Frühling 1847, wurde aber schon auf Oktober 1846 in brüsker Weise aus dem Kirchendienst entlassen. Hierauf zog er mit seiner Familie auf sein prächtiges Bleichegut bei Burgdorf. Wie er dieses um- und ausbaute, ist im Burgdorfer Jahrbuch 1954 ausgeführt. Er hat sich in seiner Heimat ein schönes Andenken gesichert, indem er 1877 drei gemalte Chorfenster in die Kirche von Oberburg stiftete [25].

Von 1846 bis 1854 wohnte Ludwig Fankhauser in Gotthelfs Nähe. Wie leicht wäre es gewesen, die vor mehr als 20 Jahren abgebrochenen Beziehungen wieder aufzunehmen! Aehnliche politische Auffassungen und Bestrebungen hätten eigentlich mithelfen sollen, sie wieder zusammenzuführen. Dr. Fankhauser in Winterthur, der Enkel Ludwig Fankhausers, hat seinen Vater und auch seine Mutter oft erzählen hören, dass zwischen dem Pfarrhaus Lützelflüh und dem Bleichegut kein Verkehr gepflegt worden sei. Nur einmal, als Ludwig Fankhauser mit seinen Buben einen Ausflug zur Ruine Brandis machte, seien die beiden Männer zusammengetroffen. Da habe Bitzius spöttisch gefragt: „Hesch öppe zu mir welle, Ludi?" worauf Fankhauser ebenso spitz: „Eh bhüetis nei!" geantwortet und mit seinen Buben rechtsumkehrt gemacht habe.

Bestimmt hat Gotthelf auch *Franz Fankhauser*, den ältern Bruder des Pfarrers gekannt [26]. Dieser spielte in seiner Vaterstadt eine bedeutende Rolle und wurde 1842 Stadtpräsident. Dass er gerade in diesem Jahre zu dem hohen Amte aufstieg, ist eigentlich verwunderlich; ist es doch die Zeit, da infolge des Streites von Hans Schnell mit Pfisternwirt Karl Schläfli die Gegensätze zwischen den Schnell und den Radikalen sich derart verschärft hatten, dass im Mai 1842 Karl Schnell das Amt eines Präsidenten der Einwohnergemeinde, Hans Schnell dasjenige eines Präsidenten des Gemeinderates niederlegten [27]. Gleichzeitig traten sie und mit ihnen ihre Anhänger von allen andern Gemeindeämtern zurück. Wenn auch die Radikalen die Hauptkräfte in dem unerfreulichen Treiben stellten, leisteten ihnen doch auch altgesinnte Burgdorfer Bürger Hilfe. Bei dieser Gelegenheit können wir besonders deutlich feststellen, wie sich die Extremen zur Linken und die Extremen zur Rechten fanden, um die noch immer als Juste Milieu geltenden Schnell aus ihren Positionen zu verdrängen. Dies war der Fall, als es sich darum handelte, Karl Schnell zur Einberufung einer ausserordentlichen Gemeindeversammlung zu veranlassen, die eine Untersuchungskommission gegen den Gemeinderat einsetzen sollte.

Unter den 25 Unterschriften, die das diesbezügliche Schreiben vom 8. März 1842 trägt, findet sich auch diejenige von Franz Fankhauser. Wenn er, der als Persönlichkeit und durch seine Gesinnung in denkbar grösstem Gegensatz zu den Radikalen stand, damals auch gegen die Schnell Stellung bezog, dürfte sich dies schon dadurch erklären, dass er ihnen immer noch, gleich wie sein Bruder Ludwig, die Hauptschuld am Sturze der Aristokratie zuschrieb und sie daher unversöhnlich bekämpfte, wo immer sich ihm Gelegenheit bot. In der damals herrschenden politischen Verblendung sahen die Burgdorfer Bürger in ihrer Mehrheit - also nicht nur die Radikalen - nicht mehr, was diese Familie für ihre Vaterstadt geleistet hatte. Es brauchte den extrem radikalen Ulrich Ochsenbein, um zu erkennen und 1846 im bernischen Verfassungsrate zu erklären, „es habe zur Zeit der Schnell in Burgdorf die beste Gemeindeverwaltung bestanden, die irgendwo existierte, und er bedaure, dass sie durch den Unverstand der Gemeinde gestürzt worden seien“ [28].

Wenn Gotthelf die neuen Machthaber, wie Salzfaktor und Sittenrichter Aebi und Konsorten als „Plebs“ bezeichnete, hat er vielleicht alle politischen Gegner in globo damit „beehren“ wollen, trat er doch immer zu rücksichtslosem Kampfe an, wenn seine Freunde Schnell in Gefahr waren. Aber dass er damit Franz Fankhauser gemeint und bezeichnet haben könnte, glauben wir nicht; stand ihm dieser doch in mancher Beziehung zu nahe. So war Fankhauser ein ebenso unerbittlicher Gegner Stämpflis wie Gotthelf. Und wenigstens 1846 hätte Gotthelf erkennen können, dass sie im Grunde für dieselbe Sache kämpften, als Franz Fankhauser schleunigst sein Amt als Stadtpräsident von Burgdorf niederlegte, weil er mit Stämpfli nichts zu tun haben wolle. Diese Tatsache allein hätte ihn nicht nur Gotthelf, sondern auch Hans Schnell und Eduard Blösch nahe bringen sollen, die die Seele des Widerstandes gegen das Freischarenregiment verkörperten. Doch vernehmen wir nichts von Beziehungen zwischen ihnen. Gotthelf muss seine Feindschaft gegen Ludwig auch auf dessen Bruder Franz übertragen haben. Erst in den 1850er und 1860er Jahren, d. h. also erst nach dem Ableben Gotthelfs, gestaltete sich das Verhältnis der beiden Brüder Fankhauser zu Hans Schnell freundschaftlich [29].

VII. BURGDORF IM WERKE GOTTHELFS

Wenn Gotthelf nach Burgdorf ging, geschah es wohl hie und da zu Pferd, und gelegentlich wird er auch ein Bernerwägeli benützt haben. Meistens jedoch wanderte er auf Schusters Rappen hinunter, und zwar mit Vorliebe auf

dem „Däntsch", welcher seit der unheilvollen Wassergrösse von 1764 und der von der Berner Regierung erlassenen Schwellenordnung (1766) erhöht, verstärkt und ausgebaut worden war [1]. Wie wir aus seiner Vertrautheit mit dem „Leuen" schliessen dürfen, muss er oft auch den Weg über Affoltern eingeschlagen haben, vor allem wohl dann, wenn er im Sommerhaus zu Besuch geweilt hatte. Auf diesen Wanderungen trat ihm die Umgebung des Städtchens in ihrem einzigartigen Reize entgegen, den wir heute nur noch auf den schönen Bildern aus jener Zeit bewundern können. Wie gut sich ihm die steil abfallenden Flühe, der gleich einem Riegel quer zu ihnen sich vorschiebende Hügel und die dazwischen sich durchdrängende Emme eingeprägt hatten, das verraten uns mehrere Abschnitte in der *„Gründung Burgdorfs oder Die beiden Brüder Sintram und Bertram"*. Denken wir vorerst an die Stelle, wo sich Bertram durch das Dickicht den Weg bahnt und plötzlich auf der von Gesträuch und Bäumen freien Felsplatte der untersten Fluh steht. Eindringlich weiss Gotthelf den schönen Ausblick zu schildern, der sich noch heute jedem darbietet, der von dieser Anhöhe aus seinen Blick über Schloss und Kirche und das sie umgebende Städtchen schweifen lässt. Vor des Dichters Auge erstand jedoch die Landschaft in der unberührten Wildheit aus sagenhafter Vorzeit:

„Was sie so lange gesucht, das ward ihm hier und herrlicher, als ers sich gedacht. Eine himmlische Wüste, eine verklärte Oede lag vor ihm. Wieder lag alles im duftigen, rosichten Schimmer der sinkenden Sonne, rechts der Blaue Berg in seiner blausilbernen Schöne, links die weissen Häupter der ehrwürdigen Bernerberge in unerwarteter Nähe, rundum, so weit das Auge sah, war Wald, aber es flachten die Hügel sich ab, liefen rechts nach dem Blauen Berge zu in helle Flächen aus. Dahin schlang sich das wilde Wasser, welches zu ihren Füssen rauschte, in weitem, weissen Bette. Es brauste aus einem lieblichen See, welcher den Bergen zu nach Süden lag, durch ein klein, eng Felsentor oder Spalte. Jenseits des Wassers lag ein Felsen, der sich wie ein Riegel schob zwischen See und Fluss der diesseitigen Fluh zu, der kühn und trotzig niedersah in die treulosen Wasser, die sich in seine Seite gefressen, ihn getrennt hatten von der gegenüberstehenden Fluh."

Wohl beschwört die stolze Jungfrau die Brüder, weiterzuziehen, weiterzuwandern und die Stätte in Frieden zu lassen; denn da, „wo der Mensch einzieht, da zieht er den Krieg nach und den Streit". Aber der Reiz der Gegend und vor allem die Schönheit der Maid haben Sintram und Bertram in ihren Bann geschlagen, und trotz den Warnungen beschliessen sie, auf dem Felshügel westlich des Flusses eine Burg und einen Waffenplatz gegen Burgund hin zu errichten. Unheimlich ist die Nacht, in der die Brüder den Drachen aufstöbern wollen, unfassbar das Grauen, das die Knechte umschleicht. Das

unheilbringende Wüten der Emme, wenn sie, alles vor sich niederreissend, durch das Tal herniederströmt, schildert die Jungfrau als das Toben der Drachenmutter. Von Sehnsucht nach ihren Kindern ergriffen, „windet, bäumt, bögelt sie sich in schrecklichen Wehen, bis der Bauch der Berge springt, und hoch aufgeschwollen von Gift und Zorn, bricht sie zutage, die Erde bebt, die Quellen der Tiefe brechen auf, der schwarze Wolkenschoss öffnet sich, hoch auf schwillt die Flut, und mit der Flut ringelt sie sich donnernd und tosend, Felsen brechend, Wälder verschlingend, Tod bringend überall die Täler nieder". Dann reisse auch die ungeheure Kette, mit der die Götter den König der Berggeister an der Berge Fuss gekettet. Ein grüner Zwerg sei es, ein ungeheurer Demant sei sein Thron, und, wenn er sich von der Kette befreit habe, „so setze er sich auf die Stirne der Drachenmutter, halte an hohem Tannenbaume sich, fahre hohnlachend zu Tale, weide sich am Verderben, freue sich, wie das Leben im Tode erblasse". Schliesslich sagte die Jungfrau ein baldiges Ausbrechen der Drachenmutter voraus, und drängte die Brüder, das Land zu verlassen, sonst seien sie verloren. Diese, „vieler Rede nicht gewohnt, wie es helvetische Weise" sei, liessen sich durch die Warnungen der Jungfrau nicht einschüchtern. „Sie bestiegen den Fels auf dem linken Ufer des Flusses, wo sie gelagert, betrachteten Höhe und Fläche, die Wände und die Lage. Sie war schöner, tüchtiger, als sie dachten. Rundum öffneten sich Täler, herrlich glühten in nie gesehener Nähe die Alpen, nicht ferne der Jura, und trotzig und mächtig ragte der Fels empor über den See und die bis zum Blauen Berge sich ausdehnende Fläche". Mit Hilfe eines baukundigen Mönches aus dem Stifte Solothurn und ihres Lehensmannes Hug errichteten sie die Burg auf dem stolzen Felsen.

Unheimliche Hindernisse stellten sich dem Bau entgegen, und in einer Nacht, in der alle Elemente losgelassen schienen, wurde das meiste zerstört. Da barst auch der Felsriegel, zwischen dem Burghügel und den Flühen, der die Emme zum See gestaut hatte. Was die Brüder mit grosser Mühe bisher umsonst versucht hatten, um den Drachen seines Bettes und Versteckes zu berauben, vollbrachte der Sturm der Nacht: „Weit auseinandergerissen waren die Felsen, verschwunden die enge, wirbelnde Mündung, in stattlichem, breitem Bette flutete ein gewaltiger Strom den Niederungen zu; . . . Es war ein gewaltig Brausen durch das weit geöffnete Tor, und Bäume, blanke Stämme und geästete riss die Macht des Stromes in lustigem Wirbeltanze mit raschem Zuge ins weite, ebene Grab da unten."

Dann lässt der Dichter - in Bertrams Traum - den Bau sich vollenden, und „in die festen Tore zieht königliche Pracht ein, füllt alle Gemächer, mächtige Vasallen reiten den Burgweg auf, füllen die Höfe"; ein Bild, das an die Glanzzeit des Schlosses unter den Zähringern und Kyburgern erinnert.

Schliesslich schildert Gotthelf noch jenen prächtigen Ausblick, der jedem unvergesslich ist, der einmal auf dem Schlossberg gestanden ist und seine Blicke das Tal hinauf bis zum Alpenwall hat schweifen lassen:

„Als sie hinaustraten, sich umsahen, da war es herrlich draussen, weich, wundervoll die Nacht. Drüben über den Felsen stand klar und voll der Mond, schwarz war der Wald, den seine Strahlen nicht trafen, silbern glänzte der See, und auf der silbernen Fläche kräuselten sich kleine, goldene Wellen, und hinter dem See stunden wie in weissen Schleiern die hohen Gebilde, die Gottes eigene Hand aus dem Schosse der Erde entbunden und alle Morgen und alle Abend sie krönet mit selbsteigener Hand mit der goldenen Krone, gewoben aus den ersten und letzten Sonnenstrahlen" [2].

Ebensogut wie mit Burgdorfs Lage und seiner nächsten Umgebung war Gotthelf auch mit den die Stadt umgebenden Dörfern und Höhen bekannt. Dies sehen wir zum Beispiel aus *„Elsi die seltsame Magd"*. Wie reizvoll führt er den Leser in die Erzählung ein: „Reich an schönen Tälern ist die Schweiz; wer zählte sie wohl auf? - In keinem Lesebuch stehen sie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der schönsten, so doch eines der reichsten ist das Tal, in welchem Heimiswil liegt, und das oberhalb Burgdorf ins rechte Ufer der Emme sich mündet" [3].

Den Weg nach Burgdorf vom Heiligenlandhubel her und dann den „Leuen" hinunter schildert Gotthelf auf köstliche Weise in *„Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung"*, die, gleich wie „Elsi", in der Franzosenzeit spielt. Darin vernehmen wir, wie die in der Mühle von Waltrigen einquartierten Franzosen verlangten, mit Ross und Wagen nach Burgdorf geführt zu werden. Da ihnen der Müller den einem Befehl gleichkommenden Wunsch nicht abschlagen konnte, wurde an einem prächtigen Sonntagmorgen angespannt, und zwar mit vier stattlichen Pferden, so rechten „Emmentaler Rossen, mit ellenbreiter Brust und einer Rinne über den Rücken, durch welche man füglich einen artigen Brunnen hätte leiten können". Mühlehänsel, der die Franzosen am liebsten alle fortgeprügelt und totgeschlagen hätte, bestieg das Sattelpferd, liess die Peitsche knallen, dass es an allen Bergen widerhallte, und auf sein „Hü, in Gottes Name!" setzte sich der Wagen in Bewegung, noch bevor alle Franzosen aufgestiegen waren. Mit Absicht wählte Hänsel nicht die Hauptstrasse über Sumiswald, sondern das schlechte, dafür aber kürzere Strässchen über Affoltern.

„Als Hänsel die Höhe erreicht hatte, wo der Weg sich zu senken beginnt, hineinläuft in die Rinne, welche zu Tal führt, da hetzten die Franzosen wieder in wilder Lust Mann und Rosse. Da hob sich plötzlich Hänsel im Sattel, hieb auf die Vorderrosse ein, stach die Deichselpferde an, dass die wilden Tiere hochauf sprangen, in gestrecktem Laufe niederrannten. Hänsel hatte die Zü-

gel gut gefasst, kannte genau die kurzen Windungen des Weges und schnurrte mit seinen Franzosen auf Tod und Leben den Berg ab. Wohl, jetzt ging es den Franzosen rasch genug, sie schrien schrecklich erst, dann war es stille auf dem Wagen, keinen Laut vernahm Hänsel mehr.

„Warum es so stille ward, wusste Hänsel nicht, zum Zurücksehen hatte er keine Zeit. Scharf in Aug und Hand hielt er die Rosse; glücklich machte er die gähe Beugung beim sogenannten Sommerhaus, einem Bade, in welchem die Burgdorfer seit mehr als hundert Jahren sich weiss zu waschen versuchen und es doch nie zustandebringen. Die ganze Bewohnerschaft schoss unter Türen und Fenster, sah mit Bangen die rasende Fahrt, sah mit Staunen, wie Hänsel glücklich in die Heerstrasse lenkte und der Stadt zufuhr. Leer war der Wagen, nichts als einen kleinen Koffer fand Hänsel, als er vor dem Kaufhause hielt; den warf er ab und fuhr durchs obere Tor weiter in grossem Bogen der Heimat zu“ [4].

Das idyllische Badeleben im Sommerhaus war jäh gestört worden. Noch bevor man sich recht zu Tische gesetzt hatte, kamen die Franzosen blutend und hinkend den „Leuen“ herabgestolpert.

Wenn die bis hierher geschilderten Ereignisse auch frei erfunden sind, so könnten sie sich doch beim Einmarsch der Franzosen irgendwo in ähnlicher Weise abgespielt haben. Den zweiten, in Burgdorf spielenden Teil der Erzählung jedoch hat Gotthelf offensichtlich mit souveräner dichterischer Freiheit gestaltet. Er spricht von militärischer Besetzung der Stadt, während ein Vergleich mit den tatsächlichen geschichtlichen Geschehnissen ergibt, dass die Franzosen überhaupt nicht in Burgdorf einmarschiert sind [5]. Der überquellende Humor, mit dem alles erzählt ist, macht uns die „Alte Geschichte“ nichtsdestoweniger lieb und wert. Aeusserst anziehend ist sie auch durch den Reichtum der Charakterschilderung.

Dass verschiedene Gestalten in Gotthelfs Romanen Züge von ihm bekannten Burgdorfer Bürgern tragen, ist schon angedeutet worden. Doch finden sich auch Stellen, in denen Gotthelf die Bewohner der Emmenstadt ganz allgemein charakterisiert. Einmal ist dann sein Urteil milde und wohlwollend, wie in „Marei, die Kuderspinnerin“, die im Städtchen „recht manierlig Lüt“ fand, wie sie es nicht geglaubt hätte [6]. Ein andermal zeichnet er sie recht boshaft, besonders dann, wenn er den auf ihre Heimatstadt stolzen Burgern eins auswischen kann. So vergleicht er diese einmal im „Schulmeister“ mit den Vätern des Landes, die nur noch „ein mitleidiges Auge“ auf die Primarschule würfen, „so ungefähr wie die Spiessbürger von Burgdorf auf die Hintersässenschule“ [7]. Nirgends jedoch stellt er die Honoratioren des Städtchens so in den Mittelpunkt des Geschehens wie in unserer „Alten Geschichte zu neuer Er-

bauung". Wir spüren geradezu, welche Lust es ihm bereitet, die ihm sonst so werten Burgdorfer einmal aus ihrer kleinstädtischen Ruhe und Bedächtigkeit aufzuschrecken und sie mit dem ganzen Reichtum seiner Schilderungskunst zu zeichnen.
Besonders den für seine Stadt zitternden Venner bedenkt Gotthelf in sarkastischer Weise mit einer Fülle kleinmütiger Züge [8]. Fast will es scheinen, als hätte er in ihm eine ihm missbeliebige Burgdorfer Persönlichkeit lächerlich machen wollen. Dagegen erfreut sich die Jungmannschaft Burgdorfs seiner vollen Sympathie. Dies ist nicht verwunderlich; denn ebenso unerschrocken und draufgängerisch wie sie war Gotthelf selbst. Man hat den Eindruck, dass er sich mit höchstem Vergnügen neben David, dem Neffen des Venners, an der Türe des Sommerhauses aufgestellt und geholfen hätte, die Franzosen mit einem massiven buchenen Scheit hinauszuprügeln. Nicht weniger gern hätte er sich an dem Streit in den Strassen Burgdorfs beteiligt, der für die jungen Burgdorfer eine „wahre Burgerlust" bedeutete und bei dem sich die Parteien derart ineinander verkeilten, dass es „ein leichter Stück Arbeit gewesen wäre, Flachssamen aus einer Harzpfanne zu lesen", als die Burgdorfer von den Franzosen zu trennen [9].

Dank ihrer Franzosenfreundlichkeit blieben die Burgdorfer vor Einquartierungen verschont; aber sie mussten doch eine empfindliche Kriegskontribution leisten, hatten fast nicht erfüllbare Fuhrungen zu besorgen und zudem noch zahlreiche Verwundete zu pflegen [10]. Der Einmarsch der Franzosen hatte daher auch für die Stadt Burgdorf ernstere Folgen, als die von köstlichem Humor gesättigte Erzählung Gotthelfs vermuten lässt.

Noch vertrauter als die Umgebung muss Gotthelf die *Stadt Burgdorf* selbst geworden sein. Es ist daher nicht zu verwundern, dass vor ihm, der seine Umwelt mit der Schärfe einer optischen Linse in sich aufnahm, das Bild des in seiner mittelalterlichen Geschlossenheit und Geborgenheit erhaltenen Städtchens wie ein fein getönter alter Stich vor ihm auftauchte, wenn er in früher Morgenstunde an seinem Schreibtisch sass und an einer seiner Erzählungen schrieb, deren Geschehen auf irgendeine Weise mit der Emmenstadt verknüpft war. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit nimmt er daher auf sie Bezug oder verwebt sie in einen seiner bildhaften Ausdrücke. Bald ist sie ihm das Tor zum Emmental, und daher ist ihm die Aussicht vom Münneberg aus wichtig, weil man von diesem aus alles sehen konnte, was von Burgdorf das Tal heraufkam [11]. Dann ist sie gleichsam der westliche Grenzpunkt seines Lebensraums; denn der kleine dicke Bursche, der in den „*Drei Brüdern*" dem Wirtshaus am Flühlenstalden zustrebte, und der so gstudiert war, „dass der Teufel mit ihm den Kürzeren gezogen" hätte, lief wie „sonst keiner zwischen Burgdorf und

Sumiswald" [12]. Je länger Gotthelf in seinem abgelegenen Dorf wohnte, um so mehr musste er feststellen, welch bedeutsamen Mittelpunkt die kleine Stadt für die Emmentaler darstellte. Sie verdrängte Bern von der ersten Stelle, wurde zur eigentlichen Hauptstadt; denn, „als die Bistümer zu uns kamen, meinten sie, der ganze Kanton liege um Burdlef ume", sagt er einmal im „*Schulmeister*" [13]. Bei den prekären Verkehrsverhältnissen jener Zeit spielten die Distanzen eine ganz andere Rolle als heute. Damals erschien der Kanton Bern den Leuten unermesslich gross, und „drei Stunden von einander wusste man nichts als dunkle Gerüchte". Auch das Städtchen selbst musste den Eindruck von Grösse erwecken, obschon es kaum über die mittelalterlichen Stadtmauern hinausgegriffen hatte. Wie hätte sonst Gotthelf an Joseph Burkhalter schreiben können, er wollte „lieber dreimal hindertsi um Burdlef ume laufe, als drei Prozeduren lesen" [14].

Als Bezirkshauptort war Burgdorf auch der Wohnsitz zahlreicher Fürspreche, Notare, Schreiber und Agenten, und wer aus dem Amt etwas zu verurkunden hatte, musste fast gezwungenermassen dorthin gehen. Daher verabredeten *Anne Bäbi* und die Bäuerin vom Zyberlihoger, sie wollten einmal in Burgdorf zusammenkommen, um den Heiratskontrakt abzuschliessen. Daher sollte Hansli in die Stadt gehen, um zu fragen, „wo öppe e Schryber sei, der d'Sach mache könne, dass es es heyg, und doch notti nit e Bschyssne; es syg hützutag neue niemere mehr recht z'traue, bsungerbar de Schrybere". Und als sich dann am entscheidenden Donnerstag Hansli und Jakobli weigerten, mitzugehen, da wanderte Anne Bäbi allein Burgdorf zu. „Wer es gesehen hätte wandeln das Feld hinab, hätte ihm ansehen müssen, wie das gewaltige Bewusstsein in ihm throne, das Heil des Hauses in seiner Hand zu tragen samt der Macht, der Familie Geschick zu bestimmen auf Kind und Kindeskinder hinaus". Und als es dann gegen Abend von Burgdorf zurückkehrte, da kam es das Feld herauf „ganz stolz wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht; es trat so gsatzlich ab und wiegelte den Rücken so majestätisch wie eine Frau, die in guter Hoffnung geht, Frau Ratsherrin zu werden". Als Mädi die Meisterin von weitem kommen sah, dachte es: „Potz Schiess! die hat den Gring hoch obe; aber es müsst dr Tüfel tue, su mache ih ne dere ache, wart die ume!"

Wie köstlich ist dann der Bericht Anne Bäbis, wie sie die Sache ins reine gebracht habe. Nachdem sie die Zyberlibäuerin und ihre Tochter Lisi im „Rössli" z'Burdlef getroffen habe, seien sie zum besten Schreiber gegangen.

Dessen „Gschrift" brachte Anne Bäbi nach Hause, damit Hansli sie lesen könnte. Jakobli sollte damit auf den Zyberlihoger und in vierzehn Tagen wollten sie dann zusammen nach Burgdorf gehen, um „d'Sach richtig zmache".

Da Jakobli nicht wusste, was die „Gschrift" eigentlich zu bedeuten habe, erklärte ihm Anne Bäbi, das seien die „Ehtage, wo me macht, we zweu, die öppis hey, enangere hürate wey, damit me wüss, wies mit de Mittle gah söll. Weisch jetzt?" Dass Anne Bäbi auf Jakoblis naive Frage „Aber Mutter, wer wott de hürate?" den „Kifelkrampf" bekam, ist begreiflich. Die Hauptsache war, dass dank der Vorsicht und Rechtschaffenheit des Burgdorfer Schreibers die masslosen Forderungen der Bäuerinnen vom Zyberlihoger nicht unterschrieben wurden und Jakobli Jowäger und seine Eltern vor dem schlimmen Los bewahrt blieben, dem sie auszuliefern Anne Bäbi in ihrem verblendeten Ehrgeiz bereit gewesen war [15].

Während uns Gotthelf in Anne Bäbi Jowäger nach Burgdorf führt, weil dort tüchtige Schreiber wohnen, macht er im „*Notar in der Falle*" das Städtchen zum Schauplatz der Geschehnisse, in denen „im Kopf radikale", in den Beinen konservative Substitute, sogenannte „Subjekte" eine massgebende Rolle spielen. Im Mittelpunkt steht jedoch Herr Stössli, der sich „nach zehnjähriger Lehrzeit in einer Amtsschreiberei auf dem Lande zum Notar hinaufgeschwungen und sich als solcher in dem Städtchen setzen" wollte. Er ist ein Mann von „herrlichen Grundsätzen", mit einer „freisinnigfeurigen Seele", die die Religion als das „Höchste" erklärte, sofern sie freisinnig sei, ansonst „sei sie das Unglück der Welt und beraube die Menschen der höchsten Güter". Mit diesen prächtigen Eigenschaften verband Notar Stössli „solche Holdseligkeit und Schönheit", wie sie kaum je in einer Menschengestalt vereinigt waren. Kein Wunder daher, dass die ältliche Luise in Liebe zu ihm entbrannte. Gotthelf schildert ihr Aussehen mit den Worten: „Sie war nicht klein, glich nicht auffallend weder einem Bohnenstecken noch einer Kegelkugel, ihr Gesicht war weder rot wie eine Klapperrose noch blass wie geronnene Milch, vom Mond beleuchtet, aber sie war eigentlich gar nichts; sie war eben eines von den unglücklichen Wesen, deren Aeusseres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Hässliches noch was Liebliches, die man wieder vergisst, wie oft man sie sieht . . .". Um zu zeigen, wie dieses unscheinbare Mauerblümchen, das nicht einmal Burgerin, sondern nur eine sogenannte Hintersässin war, es zustande brachte, den nach höchsten Zielen strebenden Notar vor den Altar zu bringen, lässt Gotthelf alle Register seines übermütigsten Humors spielen. Daneben teilt er Hiebe aus gegen humane Juristen, welchen „Diebe und Mörder weit lieber sind als ehrliche und vernünftige Leute, sintemalen sie von Dieben und Mördern leben und um so besser, je mehr deren sie pflanzen". Er spottet über die dem Zeitgeist unterlegenen männlichen Teilnehmer der Hochzeitfahrt, die „nicht sentimental, nicht liebenswürdig, das heisst liebedurstig, sondern patriotisch und freisinnig" sind, oder dann macht er die stol-

zen Burgerinnen, die Spendvögtin, die Allmend-, Spital- und Seivögtin zur Zielscheibe seines Spottes [16].

Dass sich diese köstliche Kleinstadtidylle in Burgdorf abspiele, sagt Gotthelf zwar nirgends. Doch kann darüber kein Zweifel bestehen. Auf Burgdorf weist schon das von der Spendvögtin genannte Berntor [17]. Da sie befürchtet, dass Luise in ihrem Glück als Brautführerin zu diesem statt zu dem andern hinausgehen könnte, heisst sie ihre Magd Marei mit ihr gehen. Für jeden, der mit der Emmenstadt vertraut ist, sind es jedoch vor allem die beiden ersten Abschnitte der Erzählung, die auf Burgdorf hindeuten. Von welcher andern Kleinstadt und deren Bewohnern hätte Gotthelf ein so reizendes Bild geben können? Er schrieb:

„Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebst. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, dass man nicht weiss, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind statt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und grossen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieselben mitten im eigenen Schosse, das heisst im Städtchen selbst zu behalten. Die Menschen darin sind allerliebst, nicht über eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge . . .“

„Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, sondern an einem Flusse, aber die Mädchen waren deswegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durstig. Das Städtchen hatte eine wunderschöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem schönen Hause Platz machen müssen, auf die schönen Häuser tat man sich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen wenn sie sich essen und trinken liess oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich ums Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt“ [18].

Auch in „*Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz*“ führt uns Gotthelf nach Burgdorf. Auf seinem Wege zur Stadt durchwandert Jakob „das stattliche Bernbiet, wo die grossen Düngerhaufen, die schönen Matten, die grossen Aecker die Wohlhabenheit der Bewohner bezeugen“. Er kehrt in dem für seine Gastlichkeit berühmten Hof Brechershäusern ein, wird freundlich aufgenommen und bewirtet, als ob er zur Familie gehörte. In ihrer edeln Einfalt merken die Leute nicht, dass sie ihre Guttat an einen Unwürdigen verschwendet haben. In Burgdorf trifft Jakob andere Handwerksburschen, mit denen er „lebendigen Austausch der Ideen“ pflegen kann. Es ist nicht das „uralt, schön Zähringsche Schloss mit einem reichen Städtchen drum, in wilder und doch reicher, schöner Gegend, nicht Pestalozzi, der das Schloss wieder berühmt gemacht“ hat, was Jakob interessiert. Ihn kümmert

vor allem das gute Bier, mit dem das Städtchen „den ganzen Kanton versah", das ihm und seinen Kameraden „die hohen Ideen der Zeit" stärkt, so dass „dieselben geschwollen, schwer wurden wie Blei, und die Köpfe, welche sie tragen sollten, hin- und herwackelten wie Müllerknaben unter schweren Mehlsäcken". Obschon Jakob kein halb Dutzend Mass dieses Biers getrunken hat, ist am nächsten Morgen sein Kopf „so dumm und schwer als wie ein Emmentaler Käs", und er findet es nachträglich „verflucht schlecht". Das Städtchen gefällt ihm nun gar nicht mehr. Es erscheint ihm voller „verfluchter Aristokraten, Finsterlinge und Pfaffenknechte", denen er den Verstand machen möchte, dass ihnen „die Augen nicht nur auf-, sondern auch übergehen würden". Ohne Bedauern setzt er daher seine Wanderschaft fort, Bern und dem Welschland zu.

An all dies denkt Jakob, als er sich auf seinem Rückweg der Emmenstadt nähert. Da die seitherigen schlimmen Erfahrungen ihn verwandelt, gebessert haben, schämt er sich so sehr über sein damaliges Benehmen, dass er anfänglich zögert, das Städtchen zu betreten. Schliesslich tut er es doch, freut sich an dem Ort, „wo Geld sei und reiche Leute". Wenn er keine Heimat hätte, würde er gerne hier bleiben; denn da habe es Leute, welche auch in der Welt herumgekommen seien, die mehr Verstand hätten und freundlicher seien als „die geringsten Schreiber und Majestäten". Mit diesem Urteil setzt sich Jakob in schroffen Gegensatz zu den Handwerksburschen, mit denen er zusammentrifft. Er wird verhöhnt und zieht schliesslich vor zu schweigen, da er sich nur Schimpfreden oder gar Faustschlägen ausgesetzt, wenn er sich offen zu seiner neuen Einstellung bekannt hätte. Angewidert von der „jungen Weisheit" verlässt er Burgdorf[19].

In „*Zeitgeist und Bernergeist*" weilen wir gelegentlich in Burgdorf, ohne dass es Gotthelf ausdrücklich sagt. Gleichzeitig werden wir mit den massgebenden radikalen Persönlichkeiten bekannt gemacht, die in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre in der Stadt an der Emme weilten. Auf jeden Fall muss hierher die Gerichtsverhandlung verlegt werden, in der, unter dem Eindruck der Eidesunterweisung durch den Pfarrer, die eine Partei sich weigerte, den falschen Eid zu leisten. Denn dank den Anmerkungen, die Eduard Blösch in dem seiner Frau von Gotthelf geschenkten Exemplare des Romans notierte, wissen wir, an wen Gotthelf bei der Schilderung der wichtigsten Personen dachte. So ist der „Präsident" mit dem Gerichtspräsidenten Franz Ludwig Haas von Burgdorf identisch. Wie gut weiss Gotthelf diesen geschniegelten Herrn mit den glacierten Handschuhen und der eleganten Lorgnette zu schildern! „Im einzelnen trefflich" nennt Blösch das gezeichnete Bild. Nach seinem Urteil war jedoch dasjenige des „Regierers" noch besser. Dieser, Regierungs-

statthalter Friedrich Kohler, war „unstreitig einer der besten Köpfe des Kantons, aber einer der unsittlichsten Männer zugleich". Die Bemerkung Blöschs, beim Regierer werde „mit vollem Recht die seltene Hässlichkeit oder vielleicht richtiger Widerlichkeit des Gesichts hervorgehoben", bezieht sich auf die Stelle des Romans, wo Gotthelf Bäbi sagen lässt: „Der mit der Schnupfdrucke ist so für einen Herrn nicht der Schönste, ich habe geglaubt, die Herren seien schöner, die Haut am Gesicht mahnt mich ganz an eine Kuhhaut, wenn sie halb gegerbt ist". Weit schärfer sind jedoch die Stellen, in denen Gotthelf den Regierer über die Misstände in der Regierung schimpfen, ihn „auf die Verdummung des Volkes durch die Pfaffen" hinweisen, oder ihn von der „Bevorzugung der unnützen Pfaffen" sprechen lässt, „von denen man eigentlich so wenig als von den Kröten begreife, warum sie Gott geschaffen"; oder wo der Regierer „von der höhern Politik" auf die „Niedere" herabsteigt und sagt, „wenn einmal die rechte Freiheit komme, könne im ganzen Lande jeder . . . treiben, was ihn gelüste". Wir spüren aus all diesen Aeusserungen einen abgründigen Hass gegen Kohler, der 1846, unter dem Freischarenregiment, zum bernischen Obergerichtspräsidenten aufgestiegen war.

Nicht minder gross war Gotthelfs Abneigung gegen die Nachfolger von Kohler und Haas, den neuen Regierungsstatthalter Peter Bühler und den neuen Gerichtspräsidenten Johann Wyss. Er wirft ihnen höchst mangelhafte Bildung, Willkür, Hochmut, Eitelkeit und Kriecherei vor. Christlich seien beide nicht gewesen. Der eine habe Gott gehasst, „weil er mehr sein wollte als alle anderen und allein befehlen", und der andere habe „ungemessen und höhnisch alle Gläubigen verachtet". Am Leichenmahl nach Gritlis Begräbnis lässt er sie die ganze Gemeinheit ihrer Gesinnung enthüllen.

Wie wir gehört haben, entsprachen diese Charakterbilder in manchen Zügen der Wahrheit. In manchen dagegen waren sie von politischer Leidenschaft verzerrt. Wir begreifen daher, dass Gotthelf nicht nur bei den direkt Betroffenen, sondern bei den Radikalen überhaupt Gegenstand tiefster Verachtung und erbitterten Hasses wurde [20].

Gleich wie heute war Burgdorf zu Gotthelfs Zeiten das *Wirtschaftszentrum* des näheren und weiteren Emmentals. Diese Vorzugsstellung hatte es jahrhundertealten Marktrechten zu verdanken. So bestand der Wochenmarkt am Donnerstag und der Jahrmarkt am Mittwoch nach St. Gallustag schon im dreizehnten Jahrhundert; enthält doch die erste Burgdorfer Handfeste von 1273 schon Bestimmungen über Marktfriedensbruch und Pfänden am Markttag [21]. Seit 1510 fand regelmässig der Pfingstmarkt, seit 1595 der Fasnachtsmarkt und seit 1639 der Kalte Markt im November statt. 1750 wurde dem Städtchen das Viehauffuhrrecht zuerkannt.

Die Anziehungskraft, welche diese *Märkte* auf die Landbevölkerung ausüben, war vor hundert und mehr Jahren eher noch grösser als heute. Auch damals begaben sich an diesen Tagen die Landleute von nah und fern in die Emmenstadt, um die Erträgnisse aus Stall, Garten und Feld oder die Erzeugnisse ihres Gewerbefleisses zu verkaufen, und um aus dem Erlös das anzuschaffen, was sie nicht mit ihrer Hände Arbeit selbst erzeugen konnten. Das frohe Treiben, das an den Markttagen in den heimeligen Gassen herrschte, kannte Gotthelf aus eigener Anschauung, da er, wenn immer es sich einrichten liess, seine Besuche in Burgdorf - und Bern - auf einen solchen Tag richtete [22]. Gleich wie er gingen auch die Bauern von der Vehfreude am Donnerstag nach Burgdorf auf den Markt [23]. Auf den Burdlef Maimärit will Joggeli von der Glungge seinen Knecht Uli senden, wenn ihm auf dem Monatsmarkt in Bern kein anständiger Ersatz für „Zingel" und „Stär" anlaufen sollte [24].

Burgdorf war schon damals bekannt für seine gute Ware. Neben Bern und Neuenburg kam es in Frage, als es sich darum handelte festzustellen, wo man „das beste Schmöckwasser" für Elisi von der Glungge finde. Scherzweise übertreibend sagt Gotthelf sogar einmal, für die Kutte, die der König von Preussen bei einem Herrenschneider in Berlin bestellt habe, um sich „aus dem ff sunndigen" zu können, habe man den allerbesten Scharlach von Burgdorf kommen lassen müssen, da man in Berlin keinen gleichwertigen gefunden habe [25].

An welchen Markt Jowägers gingen, verrät Gotthelf nicht; aber es muss in Burgdorf gewesen sein, wo Anne Bäbi und Jakobli an einem Stand die entzückende grüne Kappe mit dem goldenen Troddel und einem gelb eingefassten roten Bord entdeckten, und bei dessen Anblick es Anne Bäbi dünkte, „man schreisse es an allen Haaren". Trotz dem reichlich hohen Preis wurde die Mütze probiert, wobei Anne Bäbi feststellte, „sie sei wohl gross und falle dem Buben über die Augen herab, aber der Gring wachse alle Tag, und wenn man sie hingerache stosse, so bessere es vorfer". Hansli Jowägers Aufmerksamkeit war bis dahin durch etwas anderes gefesselt gewesen: Er hatte zugeschaut, wie ein Metzger Kälber auf einen Wagen lud und dabei bei jedem der Tiere überlegt, „ob es wohl überhauptsyche verkauft worden sei oder bei der Gewicht". Als ihn nun Anne Bäbi fragte, was er meine, hielt er den Kappenkauf für unnötig. Es dünkte ihn, „so eine Tellenkappe trage nicht viel ab", man könne „öppe luegen", es sei über neun Wochen wieder ein Märit [26]. Doch Anne Bäbi wollte nicht nachgeben; Jakobli hange „grusam" daran und das Bubi würde sie dauern, wenn es nicht auch haben sollte, was die andern. Als Hansli sah, dass jeder Widerstand unnütz sei, sprach er das verhängnisvolle Wort aus: „He nu so de, wenn ds zwänge witt, so zwängs!" Das Sätz-

chen hatte eine ganz unerwartet starke Wirkung. Es dünkte Anne Bäbi, „man gebe ihm nicht nur einen Klapf, sondern eine ganze Hutte voll Kläpfe . . . , und wenn Hansli so werden wolle, so möchte es lieber nicht lange mehr dabeisein". Natürlich kaufte es die Tellerkappe trotzdem; aber „selben Tages düechte ihns kein Wein gut und kein Fleisch", und daher fand diese Märitfahrt ein ganz unerfreuliches Ende [27].

Nirgends hat Gotthelf den Burgdorfer Markt schöner geschildert als in den „*Leiden und Freuden eines Schulmeisters*". Wie mannigfach und reizvoll sind die Eindrücke, die auf Peterli Käser einstürmen, als er zum erstenmal seinen Vater in die Stadt begleiten darf. An diesem Tag „ . . . sendet in weiter Umgegend fast jedes Haus seinen Stellvertreter aus an einen schönen Burgdorfer Märittag zu Lust und Kauf", und „da wogt es dann wild durcheinander von Menschen und Vieh, und rasselnd schnurren die Bernerwägeli mittendurch, dass die Schafe nicht wissen, wohin, und die plaudernden Fussgänger auseinanderfahren, als ob eine Bombe unter sie gefallen wäre". Der Knabe kann sich gar nicht satt sehen an all dem Neuen, und er erzählt selbst: „Je näher wir der Stadt kamen, desto schwerer hing ich an des Vaters Kuttentäsche; denn immer mehr hatte ich zu sehen. Als erst das Städtchen und das schöne Schloss so stolz sich mir darstellten, da wäre ich fast am Boden festgewurzelt, so grosse und so viele und so schöne Häuser beieinander zu sehen". Da der Vater zuerst sein Tuch abliefern und dann sein Ankenbälli in der finstern Laube verkaufen muss, geht Peterli allein zu den Krämern, „ga luege und ga krame". Glücklicher als ein König stürmt er fort „unter die Herrlichkeiten alle", bewundert die bunt bemalten Bleisoldaten, die mit Gold verzierten Pelzkappen, Haufen von Büchern und Bildern, und schliesslich Lebkuchen, „ganze Bygete und gross wie Ofenbretter". Welch ein Kummer dann, als er den Vater nicht finden kann und sich verlassen vorkommt in der ihm endlos erscheinenden grossen Stadt. Inzwischen drängt sich Vater Käser gassauf gassab durch die Marktleute und sucht verzweifelt nach seinem Büblein. Als er es schliesslich findet, fährt er es schroff an. Und so endet dieser Tag in Burgdorf, der als der schönste in Peterlis Leben begonnen hatte, unter Jammer und Tränen [28].

Dass man sich möglichst nett und sauber anzog, wenn man auf den Markt ging, war schon zu Gotthelfs Zeiten der Brauch. Sogar der faule Bursche in der Kalendergeschichte „*Die noch bedenklichere Verlegenheit*" hätte bei diesem Anlass gerne etwas „gute Gattig" gemacht. Doch war dafür in seiner verlotterten Haushaltung nicht vorgesorgt. Als er am Burgdorfmarkt sein zweites Hemd hervornahm in der Erwartung, es sei sauber gewaschen, da glänzten ihm „die Flöhblicke so gross und schön und rigeldick entgegen", dass er nicht wusste, „sollte er ein solches gespregeltes Hemde anziehen oder das, welches

er an hatte, zum vierten Mal kehren. Er stund vor dem Hemde und sann und sann und wurde nicht einig mit sich, er stund so Stunde um Stunde und konnte sich nicht entschliessen, er steht so von Tag zu Tag in der grausamsten Verlegenheit und wird so stehen von Burgdorfmarkt zu Burgdorfmarkt bis zum letzten Burdlefmärit, wenn ihm nicht jemand noch vor demselben mit weisem Rat aus seiner bedenklichen Verlegenheit hilft" [29].

Wie wir aus der zuletzt genannten Kalendergeschichte erfahren, war der Burdlef Märit auch bei Heiratslustigen besonders beliebt. So durfte die Tochter den nächsten Markt nicht verfehlen, da müsse sie daran, und zwar „wegen dem da aus dem Dörfchen herauf, der so bsunderbar a mih gsetzt het am letzte Märit". Da im ganzen Hause nichts Verkäufliches vorhanden war, nahm sie etwas ungehechelten Flachs mit, um einen äusseren Vorwand zu haben, auf den Markt zu gehen. Auch ihre Freundin Lisi konnte den Tag fast nicht erwarten. Schon um fünf Uhr wäre sie nach Burgdorf aufgebrochen, wenn man ihr nicht gesagt hätte, das habe keinen Sinn. Wenn sie hinunterkomme, seien noch keine Buben da, „sondern nur hie und da ein alter Jud, und was es dann mit so eim machen wolle?" [30]

Sich zu vergnügen, zu tanzen, war der Hauptzweck solcher Marktbesucherinnen und des Jungvolkes überhaupt. Auf sie übten die Tanzsäle die grösste Anziehungskraft aus, wenn das Brummen der Bassgeigen, das Glucksen der Handorgeln und das Quietschen der Klarinetten ertönte; begann es doch dann auch denen in den Beinen zu jucken, die nur von der Strasse aus den Klängen der Ländlerkapellen lauschten.

Wie es jedoch an einem Burdlef Märit zu- und herging, wenn ein mit sich und der Welt zerfallenes Knechtlein sich dort austoben wollte, zeigt Gotthelf in der meisterhaften Kalendergeschichte „*Benz am Weihnachtsdonnstag 1825*". So wenig sich Benz an diesem Tag irgendwelche Zurückhaltung auferlegte, so wenig tat es Gotthelf. Wohl schrieb er die unflätigsten Titel, mit denen der Bursche die Bauern, die Wirte und Mädi „beehrte", nicht aus oder ersetzte sie durch drei Punkte; im übrigen aber bediente er sich der gröbsten Ausdrücke und schilderte diesen randalierenden Burschen und seine Märitfahrt mit einer Realistik, die an die Bilder eines Bauern-, oder gar an diejenigen eines Höllen-Breughel erinnert.

Benz marschierte Burgdorf zu, den Hut auf der Seite, den Kopf vorgestreckt wie ein Stier, der durch einen Krieshaufen will, die Hände verwerfend, dass sie ihm zu beiden Seiten an den Dornhecken hängen blieben. Er geriet schon in grossen Zorn, als er, der Knecht, auf der Strasse den „Küngen" - hablichen Bauern - den „Dorfmuninen" und „Knechtlischindern" ausweichen musste. In der Burgergasse „preschte er sich wie eine Stückkugel" durch die

Bäuerinnenn, die mit „Ankenkörblenen" vor ihm hergingen. Auf dem Viehmarkte verzehrte er eine Unmenge Lebkuchen und Wecken, bequemte sich jedoch erst zu zahlen, als der Landjäger ihm drohte, er werde ihn aufs Schloss bringen und einsperren. Dann lief er „fluchend, schlagend, spritzend" das Rütschelengässchen hinauf, zankte sich mit Bauern und „Weinmuninen", ass und trank in „Schläflisstübli", im „Bären", in der „Krone" und in andern Gasthäusern. Zwischen hinein machte er mit Mädi einen Tanz, dessen köstliche Schilderung wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

„So zottelten sie zusammen durch Dicks und Dünns bis zum nächsten Wirtshause, wo Geigen und Brüllen ihnen entgegentönten. Benz dagegen zu, Mädi ungeheissen ihm nach. Droben tanzten sie lustig im Scheine zweier mageren Kerzen, schräg auf dem Kopf die Hüte, die Pfeife im Maul, munter gings über den höckerichten Boden weg, und fleissig kratzten zwei magere Geiger auf zwei verrosteten Geigen, dass es in allen Ecken und an allen Wänden gixte und gaxte. Da riss es Benz hinein in des Tanzes Wirbel: er schleift Mädi bei der Hand, schwenkt den Arm, krümmt die Beine, schlengget die Achseln und setzt endlich mit mächtigem Schwunge zum Tanze an. Da macht Benzes Absatz mit einem Hoger am Boden zärtliche Bekanntschaft, will nicht weiter. Benz will an Mädi sich halten, und beide kugelten dahin, dass man lange nicht mehr weiss, was oben und was unten ist. Hoch auf stob der Staub, wildes Gelächter krachte an den Wänden, und Benz las mit Mühe sich Pfeife und Hut zusammen, fluchte über den Boden und Mädi, das nichts könne, hinkte zum Schenktisch und Mädi getreulich ihm nach". In „Grimm und Zorn und unter Blitz und Donner" zahlte Benz und wurde schliesslich von einem Tänzer, dem er den Fuss vorgehalten hatte, „die Stiege hinab zum Hause hinaus auf die Strasse geworfen". Er hatte jedoch noch nicht genug. In der nächsten Wirtschaft, in der „alles gesessene Leute waren, die sich wohl sein liessen", benahm er sich so flegelhaft, dass sich seine Schuld für die Gläser und Teller, die er zerschlagen, für seine Uerti und den Denkwein, den die beleidigte Gesellschaft auf seine Kosten trank, auf sechzig Batzen belief. Da er zuwenig Geld hatte, um alles zu bezahlen, und da niemand für ihn gutsprechen wollte, musste er seine Kutte einsetzen, die man ihm „mit der grössten Burgerlust" auszog. So endete der Weihnachtsdonnerstag 1825 in Burgdorf für Benz „in grässlichstem Zustande, gemischt aus Zorn und Jammer und Trunkenheit" [31].

Welches das Ergebnis dieses Tages war, erfahren wir in der folgenden Kalendergeschichte, dem „*Weihnachtsdonnstag 1841*". In unverändert drastischer Schmarzmalerei schildert Gotthelf in dieser Erzählung die verkommene Haushaltung von Benz und Mädi und die grauenvollen Verhältnisse, in denen ihre Kinder aufwachsen. Mit Absicht wählt er wieder einen Weihnachtsdon-

nerstag. Benz ging an diesem Tage nicht mehr nach Burgdorf, seitdem er dort so schlechte Erfahrungen gemacht und seine Frau „aufgelesen" hatte. Mädi dagegen liess sich nicht abhalten. Sie „pfoselte" dem Städtchen zu, um all das „anzuschaffen", was die Kinder dringend nötig hatten. Zuerst besuchte sie den Viehmarkt, drängte sich dann von Stand zu Stand das Rütschelengässli hinauf, trieb sich auf dem Garn- und dem Schweinemärit herum und „kam zu Schuhen und Strümpfen, man wusste nicht, wie". Mit einem Säcklein gestohlener Ware „blampete" sie spät nachts ihrem „wüsten Neste" zu. Unter Zanken und Prügeln ging dort der Tag zu Ende, „die schreckliche Frucht einer verschwendeten, der Sünde geopferten Jugend" [32].

Dass Gotthelf in Burgdorf am liebsten im „Stadthaus" oder im „Emmenhof" einkehrte, haben wir schon gehört. Dort fand er den Tropfen, der ihm, als gutem Weinkenner am besten schmeckte. Meistens wird er Lacôte, Ryfwein, Yvorne oder Taveller getrunken haben, denn diese Weine erwähnt er am häufigsten. Gleich wie Mias im „Bauernspiegel" verachtete er auch den Twanner nicht, so wenig wie den Ligerzer, der sogar, „nach sehr glaubwürdiger Quelle, brennen soll, wenn man ein Schwefelholz hineinhält". Nach 1834 musste es wohl Vierunddreissiger sein, denn das war ein besonders guter Jahrgang. Vor dem „Gewächse an Burgdorfs Hügeln" wird er sich gehütet haben; lässt er doch einmal Peter von Thorberg sagen, mit diesem hätte er sich die Hühneraugen vertrieben, so wie er sich an einer Traube von Brandis zwei Stockzähne ausgebissen habe. Ebensowenig schätzte wohl Gotthelf den „mit Weingeist versetzten, schattenhalb gewachsenen" Dotziger [33].

Ausser den beiden erwähnten kannte Gotthelf bestimmt noch andere Gasthäuser Burgdorfs. Von diesen nennt er z. B. das „Rössli", in dem sich Anne Bäbi Jowäger mit der Zyberlibüri trifft. Im „Bären" stellt Elsi von der Gnepfi ihr „Schesli" ein. Hier wie auch in der „Krone", in „Schläflisstübli" (Pfistern) und anderen Wirtshäusern holt sich Benz seinen Rausch [34]. Wenn Gotthelf die zuletzt genannten auch nicht mit Namen aufführt, dürfte er doch die eine oder andere gelegentlich aufgesucht haben, wenn auch nicht alle; denn nach den 1846 anlässlich der Verfassungsannahme erteilten 36 Tanzbewilligungen müsste es ja, wie Dr. Hans Blösch meinte, ebensoviele Gasthäuser gehabt haben [35]. (Da heute das fünfmal grössere Burgdorf nur 17 Gasthöfe und Wirtshäuser zählt, erscheint es uns eher wahrscheinlich, dass eine Anzahl der erwähnten 36 Tanzbewilligungen für Gasthöfe ausserhalb der Stadt, im Amtsbezirk Burgdorf, erteilt wurden).

In den dreissiger Jahren herrschte in Burgdorf eine früher nie gekannte - höchstens an die heutige Zeit erinnernde - bauliche Hochkonjunktur. Schon

1828-1830 war die schöne Strassenschleife durch die Kirchhalde geführt und darnach die Staldenbrücke erstellt worden, um endlich die unbequeme und bei schweren Fuhrungen nicht ungefährliche steile Zufahrt von der Unterstadt zur Oberstadt zu beseitigen. 1834 wurde das burgerliche Waisenhaus - das heutige alte Gymnasium - erbaut, und zwar für die damaligen Verhältnisse so grosszügig, „als hätte Burgdorf eine Goldgrube" gehabt [36]. Das schon 1828 anlässlich der Reformationsfeier als Dank für die Segnungen der Reformation beschlossene neue Burgerspital wurde 1837-41 errichtet [37]. Auch die Strassenverhältnisse wurden verbessert, und 1843 fiel das Rütschelentor dem nicht nur aufbauenden, sondern auch aufräumenden Geist der Zeit zum Opfer. Zu all dem kam noch eine rege private Bautätigkeit, so dass die Stadt in diesen Jahren in mancher Hinsicht ein wesentlich anderes Gesicht erhielt. Bei seinen regelmässigen Besuchen in Burgdorf konnte Gotthelf diesen Umbruch Schritt für Schritt verfolgen. Schöne, zweckdienliche Neubauten wird er mit Genugtuung begrüsst, die dem altvertrauten Städtebild geschlagenen Wunden dagegen voller Wehmut festgestellt haben. Wir glauben ihn selber zu hören, wenn Marei in der Erzählung „*Marei, die Kuderspinnerin, und ihr Tröster*" über ihre Eindrücke berichtet:

„Won ih gäge dr Stadt cho bi, su isch mr alles so frömd vorcho. Da sy a alle Orte neui Hüser gsi, ih ha mih fast z'Narre gluegt, u won ih i d'Stadt cho bi, su han ih welle gäge Schnelle Lädeli luege . . . Aber da han ih afe müsse luege wien e Göhl! Da isch kes alts Lädeli meh gsi, aber es Hus, es Hus, ih has geng angers wider müsse aluege, es isch fast wien e Chile gsi. Die hey afe müsse gwunne ha i dem alte Lädeli, fürn e selligs Hus z'baue; ih will wette, es het meh as zäche tusig Pfung kostet". Darauf antwortete ihr Nidle-Peters Anne Bäbi: „Das isch no alles nüt, aber hesch das schröcklige Hus nit gseh, wo hinger em Schloss bauet wird, wo allbets di oberi Sage gsi isch? Das söttisch gseh, son es selligs hesch du dyr Lebtig nie gseh!" [38].

Mit diesem Haus meint Gotthelf die Flachsspinnerei, die in den Jahren 1840/41 von den Brüdern Miescher von Walkringen an Stelle der alten Säge erbaut wurde. Wir begreifen den Jammer, der unter den Spinnern des Emmentals darob herrschte. Bisher hatten viele Arme von den Garn- oder Tuchherren in der Stadt regelmässig ihren Flachs zum Spinnen oder ihr Garn zum Weben erhalten. Nicht nur an Markttagen, sondern durchs ganze Jahr hindurch waren sie vom Emmental her nach Burgdorf gekommen, um die Frucht ihres Fleisses, einige Strangen Garn oder eine Balle Tuch abzuliefern und dafür ihren Lohn entgegenzunehmen. Wie kärglich dieser war, erfahren wir auch von der Kuderspinnerin Marei. Eine fleissige Spinnerin verspann in

einer Woche zwei Pfund Kuder und verdiente in dieser Zeit volle vier Batzen [39]. Es war das reinste Hungerlöhnchen, das sie jeweilen ausbezahlt erhielten. Trotzdem waren sie glücklich darüber, da es ihnen doch die Deckung ihrer nötigsten, äusserst bescheidenen Bedürfnisse ermöglichte. Und nun mussten sie befürchten, durch die neue Flachsspinnerei auch noch die paar Batzen zu verlieren. In der genannten Erzählung macht der Tröster - aus dem Gotthelf selbst spricht - der unglücklichen Marei klar, dass die neue Spinnerei gar nicht so nachteilig sei, wie sie glaube. Sie werde im Gegenteil verhindern, dass immer mehr Garn aus England eingeführt werde, und dadurch bringe sie mehr und grösseren Verdienst ins Land.

Wiederholt spricht sich Gotthelf gegen die Industrialisierung und deren Gefahren aus. In manchem hat er mit seinen Befürchtungen recht behalten. Aus der kleinen Kalendergeschichte über die Kuderspinnerin Marei dagegen spricht das Vertrauen, dass die die Handarbeit verdrängenden industriellen Grossbetriebe sich doch auch zum Segen des Landes auswirken können, wenn - und das ist für ihn eine unumstössliche Bedingung - darob nicht die Seelenkräfte verkümmern, wenn nicht brutaler Materialismus und Egoismus unüberbrückbare Gegensätze schaffen.

Die Mieschersche Fabrik ist nicht die einzige geblieben. Gotthelf würde staunen, wenn er das heutige Burgdorf sehen könnte, und er würde wohl Marei und Nidle-Peters Anne Bäbi eine ganze Reihe von „schröckligen Hüsern" aufzählen lassen, die das Stadtbild verändert haben. Aber der Aufschwung, den die Stadt genommen hat, die reizvollen Strassen und Gassen, die sie sich trotz allen Sünden der Väter zu wahren gewusst hat, vor allem die Schulen, die mit grossen Opfern gehegt werden, all dies würde Burgdorf auch heute noch für Gotthelf anziehend machen.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen eine überraschende Fülle von Beziehungen Gotthelfs zu Burgdorf, zeigen auch, wie er als Dichter die in der Emmenstadt empfangenen Eindrücke verarbeitete und sie bei jeder Gelegenheit in sein Werk verwob. Es ist nicht lauter Wohlwollen, das uns in den Burgdorf betreffenden Stellen entgegentritt; denn wir haben ja erfahren, dass er für die radikalen Gegner der Schnell alles andere als Wertschätzung empfand. Daher finden sich neben den freundlichen auch unfreundliche, neben den wohlwollenden auch boshafte Anspielungen, je nach den Kreisen, denen sie gelten und auf die sie gemünzt sind. Dass ihm jedoch das Städtchen an der Emme lieb und wert war, dürfte besser als alles andere die prächtige Stelle aus der „*Wassernot*" beweisen, mit der Burgdorf das schönste Denkmal erhalten hat, das ihm je ein Dichter widmete:

„Wo Burgdorf liegt, oberhalb Kirchberg, weiss jedes Kind im Lande. Der Demant des Tales erhebt es sich auf seinen Hügeln, das alte, von Bern hart bedrängte, bezwungene, das neue, Bern hart bedrängende, ihm übermächtig gewordene Burgdorf, Schloss und Kirche einander gegenüber, verbunden durch die dazwischen liegende Stadt, beide die Hüter der Stadt, das Schloss mahnend an einen freien, die Kirche aufrufend zu einem frommen Sinn. Der fromme Sinn hat das Bürgertum erhoben zu einem freien Sinn, der das Schloss, hoher Grafen hoher Sitz, in seine Hand gebracht. Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder tun vereint; aber flieht die Frömmigkeit, besteht die Freiheit nicht . . . Und was sollte die Burgdorfer hindern fromm zu sein? Hat nicht der Herr sie mit einem Garten umgürtet wie ein Eden und in diesem Garten Menschenwerke aufrichten lassen, die Zeugnis reden, dass der Mensch nicht bloss aus Staub gebildet, für den Staub geboren, sondern zu einem höhern Leben bestimmt sei? Hat er sie nicht umgürtet mit einem freien Lande, und was hilft dem Menschen frei sein, wenn er aus Staub für den Staub geboren ist?“ [40]

ANMERKUNGEN

Abkürzungen: *W.* - verweist auf die Gotthelf-Ausgabe im Eugen Rentsch Verlag: Sämtliche Werke in 24 Bänden; *Br.* - auf die Briefbände derselben Ausgabe: Ergänzungsbände 4-9, zitiert als Br. I-VI. Die römische Ziffer bezeichnet den Band, die arabische die Seite.

I. Gotthelfs Beziehungen zu den Brüdern Schnell und ihrem Kreis *Seiten 11-22*

[1] H. Blösch, Die Entwicklung Burgdorfs im 19. Jahrhundert. Heimatbuch Burgdorf, II, 269 ff. [2] Br. I, 89.

[3] Näheres über ihn: Fr. Huber-Renfer, Gottlieb Friedrich Stähli als Redaktor, Lehrer und Politiker. Burgdorfer Jahrbücher 1944, 1945 und 1947.

[4] Siehe hierüber: Derselbe, Jeremias Gotthelf als Politiker, im „Führer zu Gotthelf", Francke Verlag, Bern 1954.

[5] Siehe: Derselbe, Jeremias Gotthelf als Mitarbeiter am 'Berner Volksfreund'. Burgdorfer Jahrbuch 1951, S. 10 ff.

[6] Siehe: P. Girardin, Geistiges Leben. Heimatbuch Burgdorf I, S. 424. - R. Hunziker, Gotthelf und Reithard, S. 80.

[7] Br. I, 257. [8] R. Hunziker, a. a. O., S. 135. - Br. IV, 35. [9] Br. II, 71. [10] Br. II, 102, 207, 416, 369.

[11] Siehe meine Arbeit über „Jeremias Gotthelf und sein Burgdorfer Verleger Carl Langlois" in „Stultifera Navis", Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft, 11. Jahrgang, Nr. 3-4, Oktober 1954.

[12] Siehe: M. Widmann, Hundert Jahre Burgdorfer Tagblatt. - Derselbe, Festschrift der Firma Langlois & Cie, Burgdorf, 1831-1931. - Burgdorfer Jahrbuch 1944, S. 32. - Burgdorfer Jahrbuch 1951, S. 24 ff.

[13] Widmann, Festschrift Langlois, S. 8. [14] Br. III, 36, 39. [15] Br. III, 106. [16] Br. III, 121.

[17] Siehe meine Arbeit über „Jeremias Gotthelfs deutsche Bearbeitung des 'Dursli' von 1846" in der „Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde", 1955, Heft 1.

[18] Sommer, Karl Schnell, Burgdorfer Jahrbuch 1939.

[19] W. Erg.-Bd. II, 36. [20] W. XXI, 34. - Sommer, a. a. O., S. 203. [21] Sommer, a. a. O., S. 186. [22] Blösch, a. a. O., S. 302. - Br. III, 23. [23] W. XXIV, 147. [24] Br. III, 29, 36. [25] Br. III, 48, 29, 121, 184. [26] Blösch, a. a. O., S. 300.

[27] Br. IV, 316. - Widmann, Hundert Jahre, S. 55 ff.

[28] Näheres über ihn siehe: E. Blösch, Eduard Blösch und Dreissig Jahre Bernischer Geschichte.

[29] Br. III, 184, 272. [30] Br. IV, 150, 158, 166, 189. - Br. V, 77, 228.

[31] P. de Quervain, Die de Quervain von Burgdorf. Burgdorfer Jahrbuch 1939, S. 269.

[32] Frdl. Hinweis von Dr. Alfred G. Roth. - Siehe seine Gedenkschrift „G. Roth & Co. AG., Burgdorf, 1848-1948", S. 46-47.

[33] Br. IV, 332-333. - Br. III, 183.

[34] Br. V, 405. - Emmenthaler Wochenblatt, 28. XI. 1851.

[35] Gradaus, 115-116. - Wilhelm Spiess, 1854-1930. Primarlehrer in Bern. Er veröffentlichte ausser „Gradaus" noch Gedichte über die Brunnen von Bern und Biel u. a. Er war der Sohn von Adolf Spiess, der von 1835-1844 als Turnlehrer in Burgdorf wirkte (HBLS VI, 469). Siehe oben S. 30 f.

II. Gotthelf als Geschichtslehrer an den Wiederholungskursen in Burgdorf *Seiten 23-26*

[1] Kurt Guggisberg, Phil. Em. v. Fellenberg und sein Erziehungsstaat II, 383 ff. - Derselbe, Friedrich Fröbel und Albert Bitzius am Burgdorfer Lehrerbildungskurs von 1834. Arch. d. Hist. Vereins, 29. Bd., 1948, S. 141 ff.
[2] M. Wild, Fröbels und seiner Keilhauer Freunde Wirken in der Schweiz. Ms. Stadtbibliothek Burgdorf.
[3] Br. I, 328, 191, 152. [4] Guggisberg, Fröbel und Bitzius, S. 152.
[5] Rede, den 31. Juli 1834 in Burgdorf, an die den Wiederholungskurs besuchenden Schullehrer gehalten von Alb. Bitzius, Pfarrer in Lützelflüh. C. Rätzer, Bern 1834.
[6] W. XV, 198. - Guggisberg, Fellenberg II, 388.
[7] Guggisberg, Fröbel und Bitzius, S. 148. [8] Br. I, 192.
[9] Guggisberg, Fröbel und Bitzius, S. 151.
[10] Mitteilungsblatt für die Freunde der Schulverbesserung im Kanton Bern, Nr. 12, 1835, S. 135. - Vetter, Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke J. G's., Ergänzungsband, S. 123. [11] Br. I, 210.

III. Gotthelf als Schulkommissär *Seiten 26-29*

[1] Siehe Näheres bei W. Marti-Glanzmann, Gotthelf als Schulkommissär. Burgdorfer Jahrbücher 1948 und 1949. - Gustav Tobler, Jeremias Gotthelf und die Schule, Neujahrs-Blatt der Literarischen Gesellschaft Bern, Bern 1906.
[2] Marti, a. a. O. 1948, S. 18. [3] Br. I, 192.
[4] W. Hopf, Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer, S. 28.
[5] Br. I, 215. [6] Br. I, 232. [7] Br. III, 88. [8] Br. III, 117. [9] Br. III, 158.

IV. Gotthelf und das Waisenhaus in Burgdorf *Seiten 29-31*

[1] Br. II, 308.
[2] H. Balmer, Albert Bitzius, Lebensbild eines Republikaners, S. 11. - Burgdorfer Jahrbuch 1948, S. 93-94.
[3] Br. II, 313. - Br. III, 135. [4] Br. III, 63, 186. [5] Br. III, 205. [6] Br. II, 54, 323.
[7] Balmer, a. a. O., S. 12 f. [8] Burgdorfer Jahrbuch 1946, S. 27-30. [9] Br. II, 368.
[10] Br. IV, 136-137.

V. Gotthelf als Mitglied des Kapitels Burgdorf und des Pfarrvereins Emmental *S. 31-36*

[1] M. Vatter, Das religiöse und kirchliche Leben, einschliesslich Armen- und Fürsorgewesen. Heimatbuch Burgdorf II, 328.
[2] Br. I, 89. - Siehe oben S. 12. [3] Vatter, a. a. O., S. 328. [4] Vatter, a. a. O. 489.
[5] Br.I, 162 f.
[6] Kapitelspredigt, verlesen am 4. August 1840 im Pfarrverein über 1. Epistel Pauli an die Korinther 4, 1-4. Gedruckt bei Stämpfli in Bern 1840. - Hopf, a. a. O., S. 86 ff.- Br. II, 94, 393, 400.
[7] Br. II, 125, 131. [8] Br. III, 185.
[9] Br. III, 150. - Vatter, a. a. O. S. 496. - Trotz Anfrage bei mehreren Pfarrherren konnte dieser Antrag nicht ausfindig gemacht werden.
[10] Archiv der Burgergemeinde Burgdorf: Burgermeister-Akten 1848, S. 145, 165.

[11] Br. IV, 47. [12] Br. IV, 44. [13] Vatter, a. a. O., S. 526. [14] Hopf, a. a. O., 45 f. - Vatter, a.a. O., S. 466. [15] Br. IV, 227, 249. [16] Br. V, 187, 216.
[17] Schweizerischer Beobachter, 25. Jahrgang, Nr. 1, S. 16 ff.

VI. Gotthelfs Beziehungen zu seinen Amtsbrüdern *Seiten 37-47*

[1] Burgdorfer Jahrbuch 1948, S. 92-93.
[2] Br. III, 48. [3] Br. I, 125. [4] Br. VI, 252. [5] Br. III, 27.
[6] Vatter, a. a. O., S. 460. - Siehe auch Fr. Häusler, G. J. Kuhn 1775-1849. Burgdorfer Jahrbuch 1953, S. 128.
[7] Girardin, a. a. O., S. 404. - Vatter, a. a. O., S. 460.
[8] Hopf, a. a. O., Gotthelfs „Chronik von Lützelflüh", S. 61. [9] Br. II, 159.
[10] Br. II, 62. - Die Uebersetzung der lateinischen Einladung lautet: „Dem Pfarrer in den lützeln Flühen / entbietet der Pfarrer von Burgdorf herzlichen Gruss. / Wenn an der Synode Du predigst, suche mein Haus auf als Ruhestätte. / Denn an jenem Tag ist keine Ruhe im Wirtshaus! / Zu mir wende Dich daher! / Wenn gegen Abend Du eintrittst, bescheidenes Essen Dir wartet. / Ruhe und Stille wird Dir nach der Mahlzeit bereit sein, / lieblicher Traum unter schützendem Dach. / Wirst Du kommen? Tue es doch! / Burgdorf, 5. Mai 1840 Kuhn, Pfarrer
[11] Br. II, 127. [12] Br. IV, 130, 141. [13] Br. IV, 142. [14] Br. IV, 173.
[15] Hopf, a. a. O., S. 23. - Girardin, a. a. O., S. 426.
[16] Br. IV, 117. - Haag, Die Sturm- und Drangperiode der bern. Hochschule, S. 244.
[17] Hopf, a. a. O., S. 47. [18] Hopf, a. a. O., S. 49. [19] Br. I, 25. [20] Br. I, 42, 52, 56.
[21] Br. I, 81 ff. [22] Vatter, a. a. O., S. 461. [23] Vatter, a. a. O., S. 486-487. [24] Vatter, a. a. O., S. 488. - Br. I, 304.
[25] F. Lüdy, Burgdorf im Bilde, 17. Forts., S. 151. - HBLS. III, 111.
[26] F. Fankhauser, 300 Jahre Entwicklung einer Emmenthaler Firma, 1630-1930, S. 84.
[27] Aktenmässige Darstellung der Vorfälle und Verhandlungen, welche die Auflösung der Gemeinds-Behörden von Burgdorf herbeigeführt haben, 1842, Burgdorf 1843, S. 46, 58.
[28] Sommer, a. a. O., S. 212-213. - Aktenmässige Darstellung, S. 24. - Widmann, Hundert Jahre, S. 19.
[29] Freundliche Mitteilung von Dr. F. Fankhauser, Winterthur.

VII. Burgdorf im Werke Gotthelfs *Seiten 47-64*

[1] Fr. Huber-Renfer, Die Emme und ihre Ufer. Burgdorfer Jahrbuch 1941, S. 117 ff.
[2] W. XVIII, 330, 338, 340, 368, 378, 384. [3] W. XVII, 129. [4] W. XIX, 306 f.
[5] H. Merz, Vom Schützen- und Wehrwesen und ein paar Bilder aus der Kriegsgeschichte Burgdorfs. Heimatbuch Burgdorf II, 265.
[6] W. XXIII, 183. [7] W. III, 372.
[8] W. XIX, 311 ff. - 1798 war Emanuel Kupferschmid Venner von Burgdorf.
[9] W. XIX, 314. [10] Merz, a. a. O., S. 265. [11] W. XVIII, 10. [12] W. XVIII, 7. [13] W. II, 310. [14] Br. II, 42. [15] W. V, 139, 144, 148, 154, 158, 162. [16] W. XIX, 100, 91, 105.
[17] Sofern Gotthelf wirklich an Burgdorf dachte, dürfte das Schmiedentor gemeint sein, das in die Bernstrasse führte. - In Thun war ein Berntor und dort gab es auch einen Seivogt.

[18] W. XIX, 90. [19] W. IX, 102, 105, 107, 462, 463. [20] W. XII, 89 f., 152 f., 229 f., 325 f., 638-639, 643.

[21] Die Handfeste der Stadt Burgdorf vom 29. September 1273. Festschrift, herausgegeben von Werner Boss und Fritz Häusler, S. 71, 85.

[22] Br. II, 112. [23] W. XII, 181. [24] W. IV, 182. [25] W. XXIV, 9.

[26] *Ueberhauptsyche* = im ganzen, im allgemeinen, engros, im Gegensatz zu stückweise, au détail (nach W. V, 448 und Alb. von Rütte, Erklärung der schwierigen dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs gesammelten Schriften, Berlin 1858, S. 87; von Rütte schrieb noch getrennt „überhaupts yche").

Ueber neun Wochen wieder ein Märit: Wohl spricht Gotthelf schon in einem der nächsten Kapitel des Jowägerromans (W. V, 103) ausdrücklich vom Solothurner Markt und verrät eine ausserordentliche Vertrautheit mit den dortigen Verhältnissen. Bei dem oben, auf S. 56, geschilderten Marktbesuch scheint er jedoch nicht an Solothurn, sondern an Burgdorf gedacht zu haben. Solothurn hatte in den Jahren 1840 bis 1842 je 11 Jahrmärkte, die sich in Abständen von drei bis höchstens acht Wochen folgten. Die Burgdorfer Märkte dagegen - 1840 sechs, 1841 und 1842 je fünf - waren im Winter durch Intervalle von zwei, drei, sieben oder acht Wochen, in den andern Jahreszeiten durch 11, 13, vom Mai- bis zum Oktobermarkt von 21 Wochen getrennt. Als Herausgeber eines Kalenders musste Gotthelf diese Unterschiede kennen. Wie wir gehört haben, besuchte er regelmässig die Burgdorfer Märkte. Dies berechtigt uns wohl zu der Annahme, dass er überall dort, wo er nicht ausdrücklich von einem andern Markt sprach, in erster Linie an den von Burgdorf dachte. Der Ausspruch Hanslis, in neun Wochen sei wieder Märit, scheint uns nun eindeutig auf Burgdorf zu weisen. Gotthelf schrieb den ersten Teil von „Anne Bäbi Jowäger" im Sommer und Herbst 1842. Wenn er nun zufällig zu seinem „Neuen Berner Kalender" von 1840 griff, so konnte er darin nachrechnen, dass der März- und der Maimarkt dieses Jahres (19. III. und 21. V.) genau neun Wochen auseinander lagen. Dieses kleine Detail würde wieder einmal mehr beweisen, wie sehr sich Gotthelf bemühte, der Schilderung auch ganz unwesentlicher Dinge tatsächliche Verhältnisse zugrunde zu legen.

[27] W. V, 16-17. [28] W. II, 41 ff. [29] W. XXIII, 181. [30] W. XXIII, 172. [31] W. XXIII, 384, 391, 394. [32] W. XXIII, 397, 399, 400, 405.

[33] W. I, 338. - XII, 13. - XV, 122. - XVI, 251.

[34] W. V, 156. - VIII, 257. - XXIII, 387, 388, 391.

[35] Blösch, a. a. O., S. 305. [36] Vatter, a. a. O., S. 521. [37] Ebenda, S. 491.

[38] W. XXIII, 183. - Das neue Haus, „wo allbets ds Schnelle Lade gsi syg" (heute Hohengasse 31), war 1822 von Franz Schnell anstelle von zwei alten Häusern erbaut worden. Es diente ihm als Wohnhaus, Magazin und Comptoir (Freundliche Mitteilung von Dr. Alfred G. Roth).

[39] W. XXIII, 181. [40] W. XV, 46.